



Der Peutinger

Bayerischer Monatsspiegel

Magazin
für Politik,
Wirtschaft,
Wissenschaft
und Kultur

Ausgabe 8
50. Jahrgang / 2014

Opern-Revolutionär
Christoph Willibald Gluck:
300. Geburtstag eines
großen Oberpfälzers.
Von Regine Palmai
(Seite 29)

Wolfgang Ischinger: Mehr deutsches Engagement
Hugo Müller-Vogg: Trügerische Idylle
Reiner Haseloff: Wiege der Nation
Heribert Prantl: 65 Jahre Grundgesetz
Jürgen Büllesbach: Mehr Mut zur Moderne
Peter Schmalz: Wir sind Kaiser



Schutz und Sicherheit
im
Zeichen der Burg

NÜRNBERGER
VERSICHERUNGSGRUPPE
seit 1884

Telefon 0911 531-0, info@nuernberger.de, www.nuernberger.de



Karikatur: Horst Hatzinger

RUSSISCHER URLAUBER UNTERWEGS ZUM CAMPEN

Frieden braucht Stärke

In wenigen Wochen feiern wir den 25. Jahrestag des Mauerfalls, im nächsten Jahr folgt das Jubiläum zur Deutschen Einheit. Ost und West sind zusammengewachsen, der sächsische Dialekt ist in München so alltäglich wie in Dresden der bayerische. Nachdem in den 90er Jahren auch die Sowjetunion zerfallen ist, die hochgerüsteten russischen Truppen aus dem Gebiet der ehemaligen DDR abgezogen sind und Russland sogar Partner der Nato wurde, schien in Europa und darüber hinaus ein dauerhafter Friede möglich, wie ihn noch keine Generation gekannt hat. Selbst der Balkan-Krieg konnte gelöst werden, die daraus neu entstandenen Staaten streben in die EU oder sind schon Mitglied. Die Welt schien ein Wonnebad, und man konnte sich vegan und laktosefrei der Work-Life-Balance hingeben. Der digitale Biedermeier in seinem Wunderland.

Tempi passati! Krieg ist nach Europa zurückgekehrt, und noch tun sich unsere Politiker schwer damit, den Menschen zu sagen, was es ist: Ein echter, heißer Krieg. Der Russe Vladimir Putin, im Westen lange Zeit als vertrauenswürdiger Partner angesehen, bricht alle Verträge, annektiert die Krim gegen jedes Völkerrecht und schickt seine Truppen in die Ukraine. Er leugnet, trickst und lügt, dass im Westen erstaunt die Mäuler offen stehen. Und er putscht seine Russen mit einer Pro-

paganda gegen die Ukraine und gegen den Westen auf, die ihn als talentierten Goebbels-Lehrling zeigt. Gefangen genommene russische Fallschirmjäger in der Ukraine? Haben sich verlaufen. Panzerkolonnen mit russischen Soldaten jenseits der russischen Grenze? Sind dort auf Urlaub.

Ein freiheitlich demokratisches Europa tut sich schwer damit, diesem imperialistischem Gehabe angemessen zu antworten. SPD-Außenminister Steinmeier mag nicht zugeben, dass seine Russland-Politik in Scherben liegt, die CDU-Kanzlerin Merkel wagt kaum ein harsches Wort, weil sie Kritik ihrer Appeasement-Bürger fürchtet. Und die Staatsscheffs der EU, noch immer gefangen in nationalen Egoismen, finden nur mühsam zu einer gemeinsamen Linie, die aber die Kriegstreiber im Kreml wenig berührt.

Ausgerechnet 100 Jahre nach Beginn des Ersten Weltkriegs stehen wir an einer Zeitenwende. Der Friede wird nicht allein mit bunten Friedens-Fähnchen zu sichern sein. Hoffen wir auf Stärke mit Augenmaß im Westen und auf ein Fünkchen Vernunft in Moskau.

Peter Schmalz
Chefredakteur

AKTUELLES

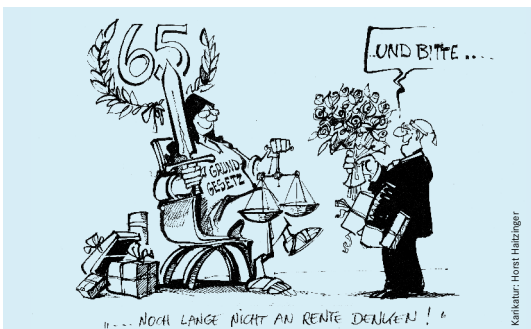
Vorwort	3
Kurz gemeldet	10
Buchbesprechungen	32
Veranstaltungsvorschau 2014/15	38

POLITIK UND WIRTSCHAFT

<i>Peutinger</i> -Interview mit Wolfgang Ischinger	
Frieden schaffen	5
Vier wichtige Bücher zum Ersten Weltkrieg	
Schuld und Leid	9
Hugo Müller-Vogg	
Trügerische Idylle	11



Reiner Haseloff	
Wiege der Nation	13
Eule trifft Baron	16



Heribert Prantl	
Der Spirit einer Zivilgesellschaft	18
<i>Peutinger</i> -Gespräch mit „Hausbau“-Chef	
Jürgen Büllesbach	
Mehr Mut zur Moderne	20
Felicitas Weller	
Solide mit Substanz	24
Georg Schlagbauer	
Aus Flüchtlingen werden Azubis	26
Arne Schönbohm	
Digitaler Bummelzug	33

KULTUR



Peter Schmalz	
Wir sind Kaiser	27



Regine Palmai	
Vergessenes Genie	29
Buchbesprechungen	32

PEUTINGER-COLLEGIUM

Nachrufe	34
Peutinger-Symposium: IT – Fluch und Segen	34
Für Frauen der schlechteste Ort der Welt	35
Junge Peutinger bei Amazon	35



Vortragsabende des Peutinger-Collegiums	
Wolfgang Heckl	36
Christoph Franz	36
Made in Germany: IT – Fluch oder Segen	36
Reiner Haseloff	36
Veranstaltungsvorschau 2014/15	38

Frieden schaffen

Wolfgang Ischinger: Deutsche müssen sich bei Krisen mehr engagieren – Warme Decken sind nicht genug

Gaza nach dem Krieg: In den Trümmern wächst neuer Hass.

Die Welt ist aus den Fugen geraten. Russland reißt die Krim an sich und lässt in der Ostukraine einen Stellvertreterkrieg führen, islamistische Terroristen ziehen mordend durch den Nahen Osten und gründen ein Kopf-ab-Schläger-Kalifat, der Bürgerkrieg in Syrien tobt weiter und in Libyen liefern sich Milizen erbitterte Kämpfe. Diese Krisen bedrohen auch Europa, mahnt der Chef der Münchner Sicherheitskonferenz, Ex-Botschafter Wolfgang Ischinger, im Gespräch mit *Peutinger*-Chefredakteur Peter Schmalz. Deutschland müsse, wie von Bundespräsident Joachim Gauck schon im Februar gefordert, zur Krisenbewältigung eine größere außenpolitische Rolle übernehmen.

Der Peutinger: Bei der letzten Sicherheitskonferenz im Februar hat Bundespräsident Joachim Gauck von Deutschland gefordert, mehr außenpolitische Verantwortung zu übernehmen, notfalls auch militärische. Er wurde viel gescholten dafür. Nur sieben Monate später gibt ihm die Weltlage Recht.

Wolfgang Ischinger: Ja, denn der Bundespräsident und übrigens auch die Verteidigungsministerin und der Außenminister hatten schon damals recht. Eine solche Rede war überfällig. Jetzt, sieben Monate später, haben alle verstanden, dass der Bundespräsident

wirklich recht hatte. Der Schutz deutscher und auch europäischer Interessen kann in dieser Weltlage nicht gewährleistet werden, ohne dass wir bei Krisenbewältigung, Krisenmanagement und Konfliktlösung außen- und sicherheitspolitisch pro-aktiv mitwirken.

Also der neue „Weltpolizist Deutschland“, wie eine Schlagzeile kürzlich verkündet hat?

Nein, ganz und gar nicht. Es geht nicht darum, dass jetzt am deutschen Wesen die Welt genesen soll, sondern es geht um die Vertretung und Verteidigung europäischer und auch spezifischer deutscher →

„Felsenfesten und ewigen“ Beistand verspricht US-Präsident Obama den drei baltischen Nato-Mitgliedsstaaten gegen die Aggressionen aus Moskau.

Interessen – immer eingebettet in die Europäische Union und dort, wo es Sinn macht, auch gemeinsam in der Nato. Das ist doch ein besonderes Kennzeichen der deutschen Außenpolitik, dass sie seit Jahrzehnten multilateral orientiert ist. Wir wollen nicht als einzelner Polizist für Recht und Ordnung sorgen, sondern wir ordnen uns ein in den Kreis derer, die imstande und bereit sind, in einer chaotischen Welt verantwortungsvoll Beiträge für Frieden und Konfliktlösung zu leisten.

Aber die Mehrheit der Deutschen meint, es genüge, humanitäre Hilfe zu leisten.

Das reicht eben nicht. Wir können doch nicht mit gutem Gewissen den Kurden, die im Norden des Iraks die letzte Bastion vor der Übernahme der Region durch die IS-Terroristen sind, auf die Schulter klopfen und sagen: Es kommen jetzt Essenspakete und warme Decken, wenn Euch aber die Munition ausgeht, dann können wir leider nicht helfen. Die Bundesregierung hat jetzt ja auch gehandelt, andernfalls hätte sich deutsche Sicherheitspolitik gänzlich unglaubwürdig gemacht. Deutschland und Europa haben ein massives Sicherheitsinteresse, dass die Lage im Irak wieder stabilisiert wird. Ein islamistischer Terrorstaat an der Nato-Außengrenze wäre eine fürchterliche Bedrohung für uns alle.

Brauchen wir eine große innenpolitische Debatte über unsere künftige Außenpolitik?

Kluge Debatten sind immer hilfreich, leider aber ist in den Debatten der letzten Wochen vieles in einen Topf geworfen worden, was sorgfältig auseinander gehalten und analysiert werden muss. In der Tat: Wir brauchen viel Diskussion und Aufklärung, aber bitte auf einem angemessenen Niveau. Wir müssen unsere Bürger in den Stand setzen, diese Konflikte mit Sachkunde zu verfolgen. Wenn dies gelingt, dann nützen große Debatten über die Außenpolitik unserem Land.

Verantwortung übernehmen kann beschwerlich sein und Probleme bringen.

Umgekehrt wird auch ein Schuh daraus. Wer sich der Verantwortung und der Vertretung der eigenen Interessen entzieht, wird feststellen, dass andere auf ihm herum trampeln werden. Wer die Migrationswellen aus dem südlichen Mittelmeer, aus Afrika, aus dem Nahen Osten als Vorzeichen einer immer bedrohlicheren Lage auch für Europa nicht erkennen will, trägt Mitschuld, wenn in einigen Jahren die Unruhen auch bei uns angekommen sein werden.

In Abwandlung eines Satzes von Peter Struck sage ich: Wir vertreten deutsche und europäische Interessen heute nicht nur am Hindukusch, wie vor zehn oder zwölf Jahren, sondern im Nahen Osten, wenn wir jetzt den Kurden eine gewisse Hilfe zukommen lassen. Und wir vertreten sie in Afrika, wenn wir bei kriegesischen Konflikten mithelfen, dass diese nicht nach Europa überschwappen.

Auch am Ostrand Europas ist ein großer Konflikt ausgebrochen. Erleben wir die Vorstufe zu einem neuen Kalten Krieg?

Ich hoffe nicht. Der Kalte Krieg war gekennzeichnet von einer ideologischen Auseinandersetzung zwischen der freien westlichen Welt und dem marxistisch-kommunistischen System der früheren Sowjetunion. Heute haben wir keine ideologische, sondern eine machtpolitische Auseinandersetzung. Dabei geht es um die Grenzen Russlands, es geht um Öl und Gas und es geht um die Frage, ob und wie Russland teilnehmen kann oder will an einer europäischen Sicherheitsordnung, wie wir das seit über 20 Jahren anstreben, oder ob wir uns in Gegnerschaft gegenüber stehen werden. Wenn ich auch nicht von einem neuen Kalten Krieg sprechen würde, so sind die Zeiten, in denen wir hoffen konnten, mit einem großen Partner Russland gemeinsam eine neue europäische Sicherheitspartnerschaft aufzubauen, leider erst mal vorbei. Es wird Jahre dauern, ehe verlorenes Vertrauen wieder hergestellt werden kann. Die Annexion der Krim war ein Bruch mit allen Grundsätzen, von denen wir glaubten, dass sie auf dem gesamten Kontinent Europa von allen akzeptiert seien: Grenzveränderungen nur dann, wenn sie im Konsens mit allen verabredet sind. Und was sich derzeit in der Ukraine abspielt, macht den Vertrauensschaden leider nur noch größer.

Sie haben um den Kriegsbeginn in der Ostukraine Verhandlungen in Kiew geleitet. Wären sie heute sinnvoller als damals?

Diese Bemühungen um Versöhnung waren schon im Mai und Juni sinnvoll und richtig, auch wenn sie nicht zu einem endgültigen Erfolg führen konnten. Und auch heute wären Runde Tische möglicherweise hilfreich. Die Chance einer friedlichen Einigung gibt es immer, es gibt keinen Konflikt, der prinzipiell unlösbar wäre. Es kommt dabei immer auf den politischen Willen an und vor allem auf die Frage, ob die Beteiligten einen Kompromiss ohne Gesichtverlust



Freunde bleiben

Vor zehn Jahren, am 3. Oktober 2004, dem Tag der Deutschen Einheit, erschien die erste Ausgabe der englischsprachigen *Atlantic Times*. In Berlin produziert, in den USA gedruckt und in der deutsche Botschaft in Washington vorgestellt. Schon damals sollte das Monatsblatt, dessen Herausgeber der einstige Zeit-Chefredakteur Theo Sommer ist, der schleichenden Entfremdung zwischen Deutschen und Amerikanern entgegenwirken. Der Berliner Verleger Detlef Prinz, der auch den Briefwechsel von Peter Gauweiler und Christian Ude in Buchform herausgibt, schrieb damals im Editorial: „*The Atlantic Times* is here to say that we are still friends.“ Ein Satz, der im 10. Erscheinungsjahr noch wichtiger erscheint als im Jahr 2004.



„Ich bin entsetzt über die Propaganda aus Moskau“: Wolfgang Ischinger, der Chef der Münchner Sicherheitskonferenz, die bei ihrer nächsten Tagung im Februar eine übervolle Krisen-Agenda haben wird.

erreichen können. Es gibt keine Möglichkeit, diesen Konflikt rein militärisch zu lösen. Wir brauchen den Dialog und wir brauchen den Kompromiss zwischen Russland und der Ukraine, mit Europa und den USA als helfende Hände, um den Kompromiss zu finden und dann auch stabil durchzusetzen.

Wladimir Putin hat die Krim als Beute, nun spricht er offen von „Neurussland“ in der Ukraine. Falls ihm dieser weitere Landraub nicht gelingt, könnte ihm dies daheim als Scheitern angelastet werden und sogar sein Präsidentenamt gefährden?

Bisher sieht es eher so aus, als ob das russische Vorgehen auf der Krim erhebliche Zustimmung bei der russischen Bevölkerung ausgelöst hätte. Und auch angesichts der militärischen Entwicklung in der Ostukraine scheint sich die Stimmung in Russland nicht gegen den Präsidenten zu wenden. Ich habe nicht das Gefühl, als stünde Putin aus seiner Sicht derzeit auf der Verliererstraße.

Eine Zustimmung der Bevölkerung, die mit einer ungeheuren Propagandaflut erzeugt wird. Hat Sie das Ausmaß dieser Propaganda überrascht?

Das hat mich mehr als überrascht. Ich bin regelrecht entsetzt über die Art und Weise, wie mit Propaganda neue Gräben gezogen werden, die man nur sehr mühsam und langwierig wieder zuschütten kann. Hier werden geradezu groteske Feindbilder geschaffen. Wenn ich nur daran denke, dass den Menschen in der Ostukraine aus russischen Quellen suggeriert wird, in Kiew regiere eine faschistische Clique. Darauf kann man nur mit Entsetzen reagieren. Man kann der Ukraine vieles vorwerfen, insbesondere die wirtschaftspolitischen Versäumnisse seit 20 Jahren und massive Korruption, aber dass das Land, wie von Moskau unterstellt, von Faschisten regiert wird, das ist einfach eine schlimme Propagandalüge und erinnert an Kriegspropaganda dunkler Jahre.

Das würde ja bedeuten, Bundeskanzlerin Merkel hilft Faschisten.

So wird es wohl in Russland auch von dem einen oder anderen dargestellt. Ich bin demnächst wieder in Kiew und wünsche mir, dass bei den Gesprächen auch russische Vertreter auftauchen, damit man endlich wieder – ohne Propaganda – miteinander

über Konfliktlösungen reden kann, ohne sich gegenseitig ständig zu verunglimpfen.

Spricht man auf der Sicherheitskonferenz ohne Propaganda?

Da müssen Sie unterscheiden zwischen den öffentlichen und vom Fernsehen übertragenen Diskussionen auf der Bühne, bei denen ein ordentliches Maß an Propaganda dabei sein mag, und den vertraulichen bilateralen Fachgesprächen. Da geht es zu zweit, zu dritt, oder gar im Nato-Rahmen zur Sache. Da wird Klartext gesprochen ohne heiße Luft, und ich denke, das ist für die Entscheidungsträger, die nach München kommen, noch wichtiger als die Reden im Großen Saal.

Die Europäische Union findet selbst bei einem solchen Großkonflikt im eigenen Vorgarten nur schwer zu einer geschlossenen Linie. Ist sie außenpolitisch doch nicht mehr als ein von nationalen Interessen geprägter Hühnerhaufen?

Ich wünschte mir, ich könnte zu einem positiven Urteil kommen. Meine Hoffnung ist, dass sich der von Ihnen skizzierte Eindruck ändert, wenn in den kommenden Wochen die neue Kommission, der neue Präsident des Europäischen Rats und insbesondere die neue Vertreterin für Außen- und Sicherheitspolitik ihren Dienst antreten. Das neue Team in Brüssel hat jetzt nach dem Abflauen der Euro-Krise die Chance, sich sehr viel stärker auch mit den außenpolitischen Interessen der Europäischen Union zu beschäftigen und sie hoffentlich mit einer Stimme zu vertreten. Da möchte und kann Deutschland eine wichtige Rolle spielen. Wir haben uns zu allen Zeiten dafür eingesetzt, dass die außenpolitische Handlungsfähigkeit der Europäischen Union gestärkt wird. Ich persönlich bin der Meinung, man sollte durchaus den Mut haben, auch über Mehrheitsentscheidungen in der Außenpolitik nachzudenken. Es kann nicht im europäischen Interesse sein, dass einzelne, oft relativ kleine Staaten das Handeln der Gemeinschaft dauerhaft blockieren. Das müssen wir überwinden im Interesse der Handlungsfähigkeit der gesamten Europäischen Union.

Da benennen Sie eine Riesenaufgabe für die neue Kommission.

Das ist wahr. Deshalb muss sich die neue Führungsmannschaft jetzt als entschlossen, kompetent und charismatische zeigen. Das kann Europa nach vorne bringen.

Herr Ischinger, wir erinnern in diesem Jahr an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren. Im Nahen Osten hat die Terrorgruppe „Islamischer Staat“ die Grenze zwischen Syrien und dem Irak für aufgehoben erklärt. Büßen wir jetzt für die Sünden der willkürlichen Grenzziehungen in dieser Region, die eine Folge dieses Weltkriegs waren?

Zwei Anmerkungen dazu. Zum einen ist es ja nicht so schlecht, wenn man feststellen kann, dass die schwierigen Entscheidungen direkt nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall des Osmanischen Reichs hundert Jahre gehalten haben. Zweitens geht es heute im Nahen Osten nicht so sehr um die Frage, ob beim Sykes-Picot-Abkommen die Grenzen, →

Für die Einen ist es ein Tabubruch, für die Anderen eine dringende Notwendigkeit: Mit der Lieferung an die Kurden schickt Deutschland erstmals Waffen in Kriegsgebiet.

Eingerahmt von Wolfgang Ischinger (r.) und Ministerpräsident Horst Seehofer drei einst mächtige, in vielen Krisen gestählte Staatsmänner, bei der Sicherheitskonferenz zu Jahresbeginn noch einmal in Münchner versammelt (v.li.): Frankreichs Ex-Staatspräsident Giscard d'Estaing, Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt und der ehemalige US-Außenminister Henry Kissinger.



von denen Sie sprechen, in der richtigen Weise gezogen wurden. Es geht um etwas viel Tiefgreifenderes, es geht im Grunde um Religion. Es geht also um das, was in Europa vor 400 Jahren zum Dreißigjährigen Krieg geführt hat. Es ist die kriegerische Auseinandersetzung um die Frage, welcher Islam der richtige ist, der gemäßigte, den wir uns gerne wünschen, oder der dschihadistische, der Nichtgläubigen die Köpfe abhackt, so, wie es damals in Europa auch üblich war. Für diese Ideologen spielen bei der Auseinandersetzung, die dort gerade stattfinden, nationale Grenzen nur eine Nebenrolle.

Gerade weil es um Religion geht, besudeln die abscheulichen Verbrechen der IS-Terroristen den Islam. Vermissen Sie muslimische Proteste dagegen, wie sie bei jeder Mohammed-Karikatur aufflammen?

Ich gehe davon aus, dass in den islamischen Gemeinden bei uns in Deutschland darüber intensiv diskutiert wird und dass Millionen Muslime tief entsetzt sind, was im Namen ihrer Religion an Verbrechen begangen wird. In der Tat wäre es wünschenswert, dass muslimische Führer sich noch viel deutlicher äußern. Aber lassen Sie mich selbstkritisch hinzufügen: Es ist ja noch nicht so lange her, dass wir auf dem Balkan einen schrecklichen Krieg in Europa hatten. Damals in den 90er Jahren mussten wir erleben, dass dortige Religionsführer, auch christliche, am wenigsten bereit waren, ein Wort des Friedens zu sprechen. Die Religion wird

missbraucht für nationalistische Interessen. Das ist vielerorts auf der Welt so, und das ist leider noch lange nicht vorbei.

Wir können nur hoffen, dass dem Nahen Osten kein neuer Dreißigjähriger Krieg bevorsteht.

In der Tat. Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass dieser Konflikt über Nacht wieder verschwinden wird. Er wird uns noch viele Jahre begleiten und bedrohen. Deshalb ist es ja so wichtig, dass wir unsere deutschen und europäischen Interessen rechtzeitig und umfassend schützen. Dazu gehört auch, eine handlungsfähige Union zu schaffen, die die Interessen einer halben Milliarde Menschen glaubwürdig und schlagkräftig verteidigen kann.

Unter welchem Thema wird die 51. Sicherheitskonferenz Anfang nächsten Jahres stehen?

Es war schon die gute Übung meiner Vorgänger, an die auch ich mich halte, die Themen der Konferenz abschließend und öffentlich erst unmittelbar vor der Konferenz festzulegen. Man weiß ja nie, ob sich nicht kurzfristig die weltpolitische Lage ändern kann. Aber wie die Dinge sich jetzt darstellen, bin ich sicher, dass wir sowohl das Thema Russland-Ukraine wie auch die Lage im Nahen und Mittleren Osten ganz prominent behandeln müssen. Das wird auch die Erwartung der vielen Entscheider aus Europa und dem Rest der Welt sein, die im Februar 2015 wieder nach München reisen werden. ▲



Neue Epoche für Europa

Wie nur wenige hat Werner Weidenfeld über Jahrzehnte hinweg die europäische Einigung beobachtet und analysiert und dabei seinen Optimismus über das Gelingen des großen Werkes nicht verloren. So lässt es aufhorchen, wenn der Münchner Politikprofessor in einer kleinen Schriftenreihe, in der auch Joachim Gaucks „Freiheit“ erschienen ist, nachdenklich-kritische Töne über den Zustand der Gemeinschaft anschlägt: „Der Kontinent trifftet von Problem zu Problem.“ Europa stehe vor einer neuen Epoche mit gigantischen Aufgaben: Die Union müsse sich mehr Legitimation verschaffen – auch durch eine gerechtere Stimmenverteilung im mächtigen Ministerrat, wo Deutschland und Frankreich je 29 Stimmen haben, das Mini-Mitglied Malta aber mit vier übermäßig bedacht ist (im Vergleich dazu müsste Deutschland über 750 Stimmen haben). Darüber hinaus fordert Weidenfeld eine geistige Ordnung und eine Neukomposition der Führungsarchitektur. Doch gerade davon ist Brüssel noch meilenweit entfernt, wie in diesen Wochen das erneute nationale Geschachere um die neuen EU-Führungspositionen gezeigt hat. Ein kleines Buch, das eine europäische Herkulesarbeit beschreibt.

Werner Weidenfeld: **Europa – Eine Strategie**. Kösel-Verlag, München, 128 Seiten, 12,00 €

Schuld und Leid

Vier wichtige Bücher zum Ersten Weltkrieg

Bahnbrechend

Er hat den Bestseller zum Ersten Weltkrieg geschrieben: Christopher Clark, ein Australier mit Professur im britischen Cambridge. Gründlich recherchiert und spannend geschrieben, beendet er mit seinem voluminösen Band „Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ (DVA, 896 S., 39,99 €) bahnbrechend die These der deutschen Alleinschuld. Clark beleuchtet die dramatische Balkan-Vorgeschichte und auch die aktive Rolle Russlands und Frankreichs an der Zuspitzung hin zum Krieg. Ein deutscher Autor hätte sich diesen objektiven Blick kaum erlauben können.



Jubiläen regen Autoren und Verlage zu eifriger Buchproduktion an. Allein die jüngsten Publikationen zum Beginn des Ersten Weltkriegs gehen in die Dutzende, und noch immer werden Neuerscheinungen angekündigt. Die Deutsche Nationalbibliothek zählt zum Großen Krieg, wie er anfangs genannt wurde, über 10.000 Titel in ihren Regalen. Wir haben vier sehr unterschiedlich Bücher ausgewählt, die jedes für sich, aber auch in ihrer Summe beitragen können zum Verständnis, wie die Welt in dieses Schlachten hineingeraten ist und welche Folgen es für die Menschen hatte – im Königshaus, im Schützengraben und auch für die Frauen und Kinder daheim.

PS.

Krieg mit Bildern

Der Erste Weltkrieg, damals der Große Krieg genannt, war die erste Schlachten-Tragödie, die flächendeckend auch durch Fotos dokumentiert ist. Beim Fernsehen auf den optischen Blick trainiert, legte ZDF-Historiker Guido Knopp die „Bilanz in Bildern“ vor (Der Erste Weltkrieg, Edel Verlag, 386 S., 24,95 €). In 74 knappen Kapiteln führt er in den Schützengraben und an die Heimatfront, zeigt der Soldaten Not und überrascht, wenn er bewusste Fälschungen auch sehr bekannter Fotos aufdeckt. Knopp gelingt, was er sich selbst zur Aufgabe gestellt hat: Aus der leblosen Historie symbolische „Augenblicke“ hervorzuheben.



Etappenhengst

Schon das berühmte Bild zum Kriegsausbruch, das Hitler auf dem Münchner Odeonsplatz inmitten einer jubelnden Menschenmenge zeigt, scheint, so weist Guido Knopp nach, gefälscht zu sein. Der Historiker Thomas Weber hat nun Hitlers Schilderungen seiner Kriegserlebnisse in der Hetzschrift „Mein Kampf“ mit Dokumenten und Berichten von Regimentskameraden verglichen und den „Führer“ als Maulhelden entlarvt (Hitlers erster Krieg, List Verlag, 608 S., 12,99 €). Der in Harvard lehrende Autor belegt, dass Hitler keineswegs das „Frontschwein“ war, sondern neben wenigen Meldegänger-Einsätzen den Krieg vergleichsweise angenehm als Etappenhengst überstanden hat.



Heimatfront

Den Krieg zu analysieren, heißt Politiker und Strategen in ihren Verstrickungen und Überforderungen zu betrachten. Es sind aber Millionen Menschen, die den Krieg zu führen und unter ihm zu leiden haben. Diese rückt der bewegende Bildband „Menschen im Krieg“ (Süddeutsche Zeitung Edition, 352 S., 24,90 €) in den Mittelpunkt. Die zu Beginn patriotischen Künstler, die Verwundeten in den bald überfüllten Lazaretten, die tapferen jüdischen Soldaten, die an der Heimatfront hungernden Frauen und Kinder und auch die grausamen Kämpfe in den Kolonien. Dazu letzte Zeitzeugen und bisher unveröffentlichte Fotografien. Da ist der Krieg plötzlich nah und bedrückend.



Kurz gemeldet



Vergoldetes Bayern

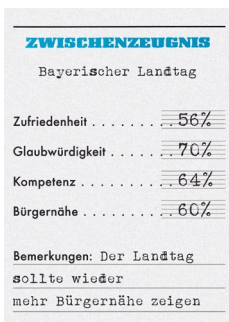
Der Freistaat glänzt: Nach einer Standortstudie von Prognos verfügt Bayern über zahlreiche Erfolgskriterien. Dazu zählen ein überdurchschnittliches Wirtschaftswachstum (3,5 Prozent zu 2,8 im Bundesschnitt), eine hohe Kaufkraft (22.508 zu 20.621 €) und eine niedrige Arbeitslosenquote mit Vollbeschäftigung in vielen Regionen (3,8 zu 6,9). Bemerkenswert finden die Experten, dass das hohe Niveau nicht nur gehalten, sondern überdurchschnittlich verbessert werden konnte. Doch in einer zweiten Studie zu „Wirtschaft 2040“ stellt Prognos fest, dass in Deutschland innerhalb der kommenden 25 Jahre die beiden Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital knapp werden: „Wir müssen uns etwas einfallen lassen, wollen wir unseren Wohlstand halten.“ Auch hier hat Bayern bessere Zukunftschancen: Bis 2027 steigt die Bevölkerung dank Zuzugs und wird 2040 nur knapp unter den heutigen 12 Millionen liegen. Will Bayern dann weiter die Nase vorne haben, raten die Wissenschaftler, Digitalisierung als künftigen Wirtschaftsfaktor intensiv auszubauen. ■



Vergnügte Wildschweine

Milde Winter, immer mehr Maisfelder und eine große Vermehrungsfreude lassen die Zahl der Wildschweine in Bayern rasant anwachsen. „Wir werden heuer im Herbst ein echtes Problem mit den Sauen haben“, prophezeit Jagdpräsident Jürgen Vocke. Kritik an den Jägern, sie würden zu wenig Schussfreude zeigen, wie kürzlich auch in einer Studie des Landwirtschaftsministeriums formuliert, lässt Vocke nicht gelten: Mit 66.000 Tieren haben Bayerns Jäger im vergangenen Jahr mehr Schwarzkittel erlegt als jemals zuvor. Dass sie nun aber statt Lob Kritik ernten, kann der Jagdpräsident nicht verstehen, immerhin müsste ein Jäger pro Tier zwischen 12 und 16 Stunden ansitzen: „So schön ist das auch nicht, im Herbst und Winter draußen in der Kälte zu sitzen und dann auch noch zu hören: Ihr seid unfähig.“ Wer ernsthaft daran interessiert sei, die Wildschweinplage zu reduzieren, der müsse die Jäger als Partner akzeptieren. Vocke ärgert sich über die hohen Kosten für die bayerische Wildschweinstudie, die nichts Neues gebracht habe: „Die 360.000 Euro hätte man besser in ein Schwarzwild-Management investiert.“ ■

Vorrangig zufrieden



Nach der Verwandtenaffäre wollte Bayerns Landtagspräsidentin Barbara Stamm wissen, wie es um das Ansehen des weißblauen Parlaments steht. Das Ergebnis der von ihr beauftragten dimap-Untersuchung kann sich sehen lassen: Eine deutliche Mehrheit von 56 Prozent ist mit der Arbeit des Landtags zufrieden; das liegt zwar deutlich hinter Stadt- und Gemeinderäten (71), aber weit vor dem Bundestag (44). Zu den „sehr wichtigen“ Eigenschaften eines Abgeordneten zählen Glaubwürdigkeit (79), gefolgt von Kompetenz (64) und Bürgernähe (60). Überzeugendes öffentliches Auftreten liegt mit 38 Prozent deutlich zurück. Vorrangig sollen sich die Gewählten um das Wohl ihres Wahlkreises kümmern, die Ziele der eigenen Partei zu verfolgen, ist eher verpönt. Bei der Wahl aber spielt Parteienzugehörigkeit (57) dann doch die größte Rolle, während Konfession (19) und Geschlecht (11) nur wenige bei der Stimmabgabe beeinflussen. Dem Landtag sprechen 60 Prozent einen großen Einfluss auf die Landespolitik zu (Staatsregierung 67, Ministerpräsident 74). Allerdings fühlen sich nur 5 Prozent sehr gut und 12 Prozent gut über die Arbeit im Münchner Maximilianeum informiert. Ein erstaunlicher Randaspekt: Unter den 1003 Befragten gaben 70 Prozent an, sich über die Zeitung zu informieren, nur 5 über das Internet. ■

Vergangene Wiesen-Zeit



Sie war jahrzehntelang als Leiterin des Tourismusamtes und der Volksfeste weltweit das charmante Gesicht des Oktoberfestes und der gesamten Stadt. In dieser Zeit war das Leben von Gabriele Weishäupl nicht nur während der beiden Wiesen-Wochen der ganz normale Wahnsinn. Nun, im verdienten Ruhestand und noch immer Dirndlgeschmückt, legt sie termingerecht ihre Erinnerungen vor (I bin der Max – Die schönsten Geschichten der Wiesen-Chefin, Rosenheimer Verlagshaus, 240 S., 16,95 €). Locker, informativ und amüsant plaudert die gelernte Journalistin über ihre nicht immer nur vergnüglichen Erlebnisse in dem, wie sie sagt, „testosterongeschwängerten“ Wiesen-Geschäft. Das „Süße und das Bittere“ habe sie festgehalten. Das Süße überwiegt, gewürzt mit heiterer Selbstironie, aber auch mit einem süffisanten Blick auf Stadträte und Bürokraten, die der populären Frau vieles geneidet und manches schwer gemacht haben. ■

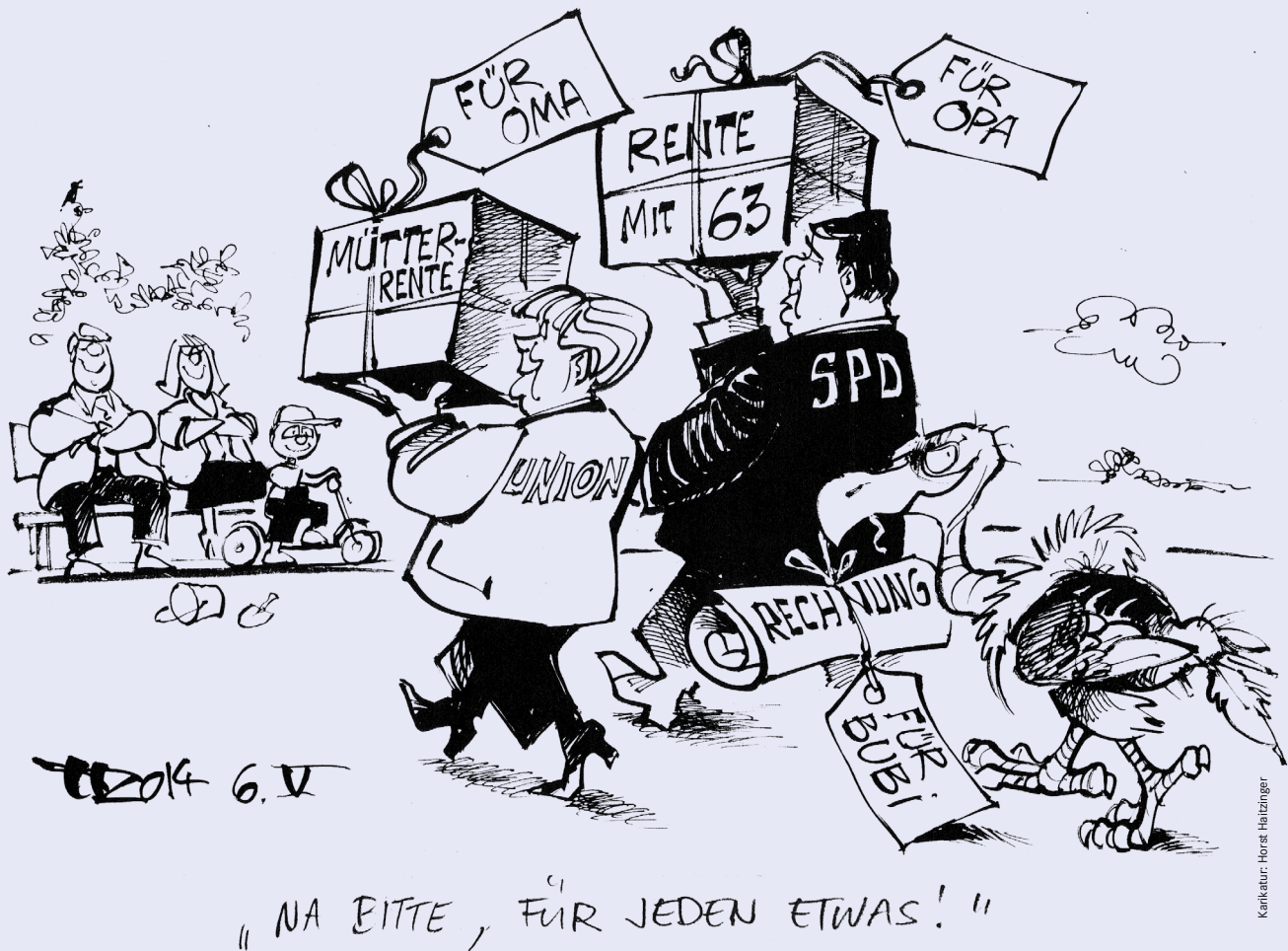
Denkste:

„Ich kenne eher Wissenschaftler, die sagen, die Deutsche müssen verrückt geworden sein.“

Richard Tol, dänischer Ökonom und ehemaliges Mitglied beim Weltklimarat, auf die Frage, ob er nicht sehe, dass Deutschland für die Energiewende global bewundert wird. ■

Trügerische Idylle

Deutsche sind zufrieden – doch der Großen Koalition fehlt der Ehrgeiz für Reformen



Karikatur: Horst Hatzinger

Hugo Müller-Vogg

Deutschland 2014 – ein Sommermärchen. Da spielt die Tatsache, dass „WIR“ Fußballweltmeister geworden sind, noch nicht einmal die entscheidende Rolle. Der WM-Sieg war eher die Kirsche auf der Sahnetorte. Nein, Deutschland steht gut da und den Deutschen geht es gut – so gut, wie schon lange nicht mehr.

Die Wirtschaft brummt, der Export läuft auf Hochtouren, die Löhne sind stark gestiegen, mehr Männer und Frauen als jemals zuvor haben Arbeit – und die allermeisten einen regulären, sozialversicherungspflichtigen Job. Selten beurteilten mehr Menschen ihre wirtschaftliche Lage besser als in der Mitte des Jahres 2014. Selbst die Konjunkturforscher trauen der deutschen Volkswirtschaft weiterhin solide Wachstumsraten zu, sofern nicht große außenpolitische Krisen oder währungspolitische

Verwerfungen alle Vorhersagen zunichte machen. Da überrascht es nicht, dass sich die Deutschen, jedenfalls die ganz große Mehrheit, von der Großen Koalition aus CDU, SPD und CSU gut regiert fühlen, nicht zuletzt von Angela Merkel. Wenn ausländische Magazine die Kanzlerin regelmäßig zur mächtigsten Frau der Welt küren, hält man das im eigenen Land im Grunde für selbstverständlich. Schließlich geht in Europa nichts ohne die deutsche Kanzlerin.



Das neue Buch von Hugo Müller-Vogg zur Großen Koalition „Jedes Volks hat die Regierung, die es verdient“ (Murnann Verlag, Hamburg, 160 S., 17,99 €) erscheint Ende September.

Gerade in außenpolitisch unruhigen Zeiten vertrauen die Bürger der Kanzlerin von der CDU, ebenso Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD). Ihr Handeln in der Krise um Krim und Ukraine trifft auf Zustimmung. Sie lassen den russischen Präsidenten Putin spüren, dass er mit dem Feuer spielt. Aber sie lassen sich nicht dazu verleiten, ihrerseits Öl ins Feuer zu gießen. In Brüssel achtet Berlin sehr darauf, dass unsere nationalen Interessen gewahrt werden. Die anderen sollen sich ein Beispiel an uns nehmen: Ohne Reformen keine Hilfe. Auch das kommt bei den Menschen „draußen im Lande“ gut an.

Die Bundeskanzlerin dramatisiert nicht, sie emotionalisiert nicht, sie will keine Ideologie durchsetzen, keine Visionen verwirklichen. Ihr geht es darum, Probleme zu lösen – nicht mehr und nicht weniger. Angela Merkel und die Große Koalition erfüllen die Erwartung der Wähler an „die Politik“ nahezu perfekt: „Wir erwarten von Euch, dass ihr uns ordentlich regiert, Euch nicht ständig streitet und im Übrigen dafür sorgt, dass alles so bleibt wie es ist. Und ein paar neue staatliche Wohltaten nehmen wir gerne mit. Man gönnt sich ja sonst nichts.“ Allenfalls die Drohung, es könnte in der eigenen Umgebung ein neues Einkaufscenter, ein neuer Bahnhof oder eine Stromtrasse gebaut werden, stört die Idylle.



Foto: Laurence Chaparon

Dr. Hugo Müller-Vogg arbeitet als Publizist in Berlin.
www.hugo-mueller-vogg.de

Deutschland steht gut da – und die Regierung ebenfalls. Die ersten Großtaten der schwarz-roten Koalition stoßen allenthalben auf breite Zustimmung. Der gesetzliche Mindestlohn, die Mütterrente, die Rente mit 63, die Mietpreisbremse, mehr Geld für Bildung und Forschung – da stimmen jeweils um die 80 Prozent zu. Wird Demokratie, also Herrschaft des Volkes, so definiert, dass die Gewählten die Erwartungen ihrer Wähler mehr oder weniger eins zu eins umsetzen, dann kommt die Bundesrepublik 2014 dem demokratischen Ideal recht nahe.

Deutschland geht es gut – und in diesem Land ist auch vieles gut. Darf man diese Idylle stören? Ja, das muss man sogar. Denn die „GroKo“ verwaltet das Land mehr als sie es politisch gestaltet – ohne reformerischen Ehrgeiz. Die Bemühungen um einen ausgeglichenen Haushalt verdienen Respekt. Gleichzeitig gibt diese Bundesregierung zu viel Geld für den Konsum aus und tut zu wenig für Investitionen; sie schwächt damit unsere Wettbewerbsfähigkeit. Dabei müsste gerade eine Große Koalition mit ihrer großen Mehrheit drängende Zukunftsfragen anpacken: Unsere Infrastruktur ist marode, es mangelt an Facharbeitern, der Staat gibt zu wenig Impulse für private Investitionen, die Arbeitnehmer werden durch die „kalte Progression“ bestraft, das Steuersystem wird immer komplexer und wirrer statt einfacher und verständlicher, das Bildungssystem produziert die staatlichen Kostgänger von morgen, die Familienförderung ist ebenso teuer wie ineffizient, die Sozialsysteme sind nicht wetterfest in Bezug auf den demografischen Wandel, es fehlt ein Masterplan für Zuwanderung und Integration.

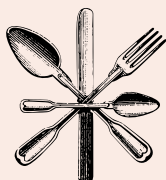
Das ist alles kein Grund zur Panik. Da steuert keine „Titanic“ unausweichlich auf einen todbringenden Eisberg zu. Die Deutschen genießen vielmehr die Fahrt im Salonwagen – und merken nicht, dass der Zug in die falsche Richtung fährt. Die Lage erinnert an die Mitte der 1990er Jahre. Damals fühlte Deutschland sich wirtschaftlich und politisch sehr stark. Weil aber notwendige Reformen unterblieben, wurde aus dem deutschen Riesen der kranke Mann Europas. Es waren schmerzhaft Reformen notwendig, um das zu ändern. Doch ausgerechnet die Große Koalition gefährdet jetzt diese Erfolge.

Schwarz-Rot hat bis zur Bundestagswahl 2017 noch drei Jahre vor sich. Niemand weiß, welche inneren und äußeren Ereignisse diese Koalition noch zum Handeln zwingen werden. Es wäre nicht das erste Mal, dass eine Regierung mit ihren Herausforderungen wächst. Eines lässt sich indes schon heute sagen: Falls Schwarz-Rot sich nicht zu mehr aufrafft, als den Koalitionsvertrag abzuarbeiten, wird sie das Land nicht voranbringen. Im Gegenteil: Sie droht ein Land zu hinterlassen, das mit einem Kater aufwachen wird. Die Wähler dürfen sich dann nicht beschweren. Sie wollten diese Regierung. Jetzt haben sie, was sie wollten. ▲

Anzeige

„GENIEßEN SIE
PERFEKTION
IN IHRER
EINFACHHEIT“

*Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Ihr Michael Huber mit Team*



RESTAURANT HUBER

Newtonstraße 13, 81679 München
Tel.: 089.98 51 52, huber-restaurant.de
Di-Fr: 11.30-14.30 / 18.30-24.00 Uhr
Samstag: 18.30-01.00 Uhr

Wiege der Nation

25 Jahre nach dem Fall der Mauer: „Wir haben unwahrscheinlich viel erreicht“



Vor über 4000 Jahren gefertigt, ist die bronzene Himmelsscheibe von Nebra (Sachsen-Anhalt) die weltweit älteste Darstellung der Gestirne.

Reiner Haseloff

Vor 25 Jahren fiel die Mauer. Eine neue Generation ist herangewachsen, seit der SED-Funktionär Günther Schabowski am 9. November 1989 abends die Öffnung der DDR-Grenzen verkündet hat. Jetzt ist ein guter und wichtiger Zeitpunkt, kurz innezuhalten und zurückzuschauen auf dieses Vierteljahrhundert, das die deutsche und die europäische, ja auch die Weltgeschichte verändert hat.

→

Als „demographisches Geberland“ sieht Ministerpräsident Haseloff sein Land: „Wir haben die Menschen ausgebildet, die nun im Westen Wirtschaftskraft erzeugen.“ Dafür will er von den „Nehmerländern“ einen Ausgleich.

Das Jahr 1989 begann katastrophal für die DDR, die politisch und ökonomisch vor dem Kollaps stand. Die gefälschten Kommunalwahlen im Frühjahr provozierten erste offene Bürgerproteste, und in der SED wuchs die Erkenntnis, dass man der Pleite nahe war. „Wir haben mindestens seit 1973 Jahr für Jahr über unsere Verhältnisse gelebt und uns etwas vorge-macht“, mahnte der Leiter der ZK-Abteilung Planung und Finanzen, Günter Ehrensberger, auf einer Sitzung des SED-Zentralkomitees. „Wir haben Schulden mit Schulden bezahlt.“ Die SED-Wirtschaftspolitik lebte von der Substanz und gaukelte den Menschen ein Gefühl der sozialen Sicherheit vor, das sich der Staat schon lange nicht mehr leisten konnte.

Doch vor dem erwarteten totalen Zusammenbruch, den auch die Staatssicherheit in einem geheimen Papier für die nächsten Jahre vorausgesagt hatte, kamen die Montagsdemonstrationen, der 9. November, die Währungsunion und schließlich die Deutsche Einheit. Es kamen D-Mark und Reisefreiheit, aber in die Freude über die neu gewonnene Freiheit mischten sich bald gravierende Sorgen. Mit der starken Mark, die sich alle ersehnt hatten, waren die DDR-Betriebe für ihre bisherigen Handelspartner zu teuer geworden. Sie verloren ihre wichtigsten Absatzmärkte in Osteuropa, aber auch im Westen. Die Folgen waren verheerend, auch für das Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt, von wo aus 65 Prozent der damaligen Exporte nach Russland gingen. Betriebe mussten schließen, die Arbeitslosigkeit schoss in die Höhe. Die Industrieproduktion brach im dritten Quartal 1990 um knapp 50 Prozent ein, und 1991 lag die Wirtschaftskraft je Einwohner bei nur noch 42,9 Prozent des westdeutschen Niveaus. In Spitzenzeiten hatten wir eine Unterbeschäftigung von bis zu 49 Prozent. Es gab fast niemanden im erwerbsfähigen Alter, der nicht mit dem Arbeitsamt zu tun hatte.

In den folgenden Jahren gab es engagierten Aufbau ebenso wie deprimierenden Niedergang. Ganze Kombinate wurden abgewickelt, andere Unternehmen blühten neu auf. Wie die Chemie in Leuna. Kanzler Helmut Kohl hatte nach der Wende in einer hochemotionalen Belegschaftsversammlung versprochen, diese wichtige Industrie zu erhalten. Nach der Veranstaltung wurde er in Halle mit Eiern beworfen, aber er hat Wort gehalten. Unsere Chemie ist inzwischen ein Stolz der sachsen-anhaltinischen Industrie: Rund 9.000 moderne Arbeitsplätze wurden geschaffen, die Umweltbelastung sank seit dem Mauerfall um 95 Prozent.

Unser Land, nur knapp ein Drittel so groß wie Bayern, hat inzwischen ein breit gefächertes Angebot: So hat T-Systems bei Magdeburg Deutschlands größtes Rechenzentrum eröffnet, IBM baut ein Service-Center mit 300 neuen Arbeitsplätzen, das weltweit größte Aluminium-Recyclingwerk in Nachterstedt wird gerade um 200 Arbeitsplätze erweitert. In fast jedem Auto weltweit steckt mittlerweile ein Stück Sachsen-Anhalt, und in der Magdeburger Börde mit ihren exzellenten Ackerböden blüht die Landwirtschaft.

Die Menschen spüren die Erfolge, die auch in Zahlen zu messen sind: Gegenüber der Jahrtausendwende hat sich die Arbeitslosigkeit nahezu halbiert,



Ein Reich für alle Sinne ist der Wörlitzer Park nahe Dessau. Auch Goethe schätzte den 112 Hektar großen Garten, der Weltkulturerbe ist.

von 20,5 Prozent im Jahresdurchschnitt auf 10,3 im August dieses Jahres. Das ist mit Bayern verglichen noch zu hoch, doch wir kommen aus dem tiefen Tal, in dem gut jeder Zweite ohne festen Job war. Das mittlere Einkommen, der sogenannte Medianlohn, liegt bei uns heute höher als in Sachsen, auch beim Bruttoinlandsprodukt pro Arbeitsplatz liegen wir vorn. Das hat erfreuliche Folgen: Die Abwanderung in den Westen konnte weitgehend gestoppt und teilweise sogar umgekehrt werden. Sachsen-Anhalt ist attraktiv geworden für immer mehr Landeskinder, die ihr Glück in der alten Bundesrepublik gesucht hatten und die nun wieder eine neue Zukunft für sich und ihre Familien bei uns sehen.

Diese Abwanderung ist für uns schmerzhaft, während viele Länder im Westen davon profitieren – nicht zuletzt der Freistaat Bayern. In der Diskussion um das finanzielle Ausgleichssystem wird noch kaum beachtet, dass wir ein demographisches Geberland sind, das mit Landesmitteln Fachkräfte ausgebildet hat, die nun auch in Bayern große Teile des Bruttoinlandsprodukts mit erzeugen. Wir haben investiert, aber woanders wird die Rendite kassiert. Da ist noch eine Frage der Gerechtigkeit zu klären.

Aber reden wir nicht nur über das Materielle, es geht auch um kulturelle und ideelle Reichtümer, die erst nach dem Fall der Mauer wieder voll erstrahlen konnten. Erst jetzt wird wieder vielen bewusst, was jahrzehntelang Grenzzaun und Todesstreifen verdeckt hatten: In Sachsen-Anhalt steht die Wiege der deutschen Nation. Fast alle wichtigen Stationen der deutschen Geschichte sind hier beheimatet, und selbst zu Zeiten der ägyptischen Pharaonen blühte in dieser Region eine reiche Kultur, wie die 1999 bei Nebra gefundene Himmelsscheibe zeigt. Die gut 4000 Jahre alte Bronzescheibe mit Goldapplikationen gilt als die weltweit älteste Darstellung des Himmels. Sie zählt nun zum Weltdokumentenerbe. Zudem beherbergt Sachsen-Anhalt gleich vier Weltkulturerbe-Stätten: Die Luther-Gedenkstätten in Eisleben und Wittenberg, das Dessau-Wörlitzer Gartenreich, das Bauhaus in Dessau und die Altstadt von Quedlinburg. Der Sage nach erhielt hier der Herzog Heinrich von Sachsen 919 beim Vogelfang die Nachricht über seine Wahl zum deutschen König. Heinrich I. gilt als erster „deutscher“ König. Sein Sohn



Foto: Investitions- und Marketinggesellschaft Sachsen-Anhalt mbH

In Eisleben wurde Martin Luther geboren und dort ist er gestorben. Doch in Wittenberg hat der Reformator gewirkt. Und an die dortige Schlosskirche hat er 1517 seine 95 Thesen angeschlagen. Zum 500. Jahrestage wird die Lutherstadt in drei Jahren das Zentrum der Reformationsfeiern sein.



Foto: Kulturhistorisches Museum Magdeburg

Setzte Weltmaßstäbe in der Architektur: Das Bauhaus in Dessau feiert 2019 seinen 100. Geburtstag. Erst im Juni wurden die beiden wieder aufgebauten Meisterhäuser eröffnet.

und Nachfolger war Otto der Große, beide geboren und gestorben in Memleben unweit von Nebra, dem Fundort der Himmelsscheibe. Otto besiegte die Ungarn, eroberte das Königreich Italien und ließ sich 962 in Rom zum Kaiser krönen. Damit setzte er das von Karl dem Großen übernommene römische Erbe fort und erneuerte das abendländische Kaisertum, das als Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation die Geschichte Europas für mehr als acht Jahrhunderte prägen sollte.

Magdeburg, das sich Otto-Stadt nennt, ist wie keine andere Stadt eng mit dem Leben und Wirken Otto des Großen verbunden. Hier gründete er ein Erzbistum, von dem aus er die Christianisierung der Slawen betrieb. Ein gutes halbes Jahrtausend später war es der Ablasshandel des Magdeburger Erzbischofs Albrecht der Brandenburger, der Martin Luther veranlasste, 1517 seine 95 Thesen an die Wittenberger Schlosskirche zu nageln. Das Klopfen seines Hammers hallte weltweit wider, heute bekennen sich über 400 Millionen Protestanten zu Luthers Thesen. In drei Jahren werden wir der Reformation zum 500. Jubiläum gedenken. Der 31. Oktober 2017 sollte ein einmaliger bundesweiter Feiertag sein. Erinnern wollen wir aber auch daran, dass Luther mit seiner Bibel-Übersetzung die Grundlage für die moderne deutsche Sprache geschaffen hat.

Schon zwei Jahre später feiert das Bauhaus in Dessau sein 100jähriges Bestehen. Das Bauhaus, Kunst-, Design- und Architekturschule der Klassischen Moderne, avancierte zum wichtigsten künstlerischen



Foto: Fraunhofer CBP

Die Chemie bringt Arbeit und Forschung nach Leuna: Gemeinsam mit Ministerpräsident Reiner Haseloff (r.) und Forschungsleiter Prof. Thomas Hirth eröffnete Bundeskanzlerin Angela Merkel das Fraunhofer-Zentrum für Chemisch-Biotechnologische Prozesse (CBP).

Beitrag Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und wurde nach der klassischen Musik der erfolgreichste Exportschlager der deutschen Kultur. So vieles wäre noch zu erwähnen, wie die Uta im Naumburger Dom, in die sich, so heißt es, mehr Menschen verliebt haben als in jeden anderen Stein. Oder an den in Halle geborenen Georg Friedrich Händel, der mit seiner Musik in London das damals gerade entstandene Vereinigte Königreich bezauberte und der dort im Allerheiligsten, in Westminster Abbey, seine letzte Ruhestätte fand – für tote Ausländer sonst ein Tabu.

Der Kultur- und Geschichtsraum Sachsen-Anhalt ist politisch aus zwei Regionen zusammengefügt, der ehemaligen preußischen Provinz Sachsen und dem früheren Herzogtum Anhalt, von dessen Zerbster Linie die Zarin Katharina die Große stammt. Das Gemeinschaftsgefühl ist einem Bindestrich-Land nie in die Wiege gelegt, auch in Sachsen-Anhalt bekundeten 1995 nur 45 Prozent eine starke Verbundenheit mit ihrem Land. Bei der letzten Umfrage 2012 waren es bereits 78 Prozent. Aus dem Trennungsstrich im Landesnamen ist längst ein Verbindungsstrich geworden. Und 25 Jahre nach dem Fall der Mauer können wir mit Dankbarkeit für die erfahrene Hilfe und mit Stolz über das von allen Geleistete sagen: Wir haben unwahrscheinlich viel erreicht im wiedervereinten Deutschland, und das durch demokratische Rechte, die wir mit der friedlichen Revolution selbst erkämpft haben, auch in Sachsen-Anhalt. ▲



Mittelgroß mit Bindestrich

Auf dem Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt liegen die Anfänge des Deutschen Reiches, hier herrscht mit Otto I. der erste deutsche Kaiser. Martin Luther, der Reformator, und Friedrich Georg Händel, der Komponist, zählen zu den bekannten Größen des Landes. Weniger bekannt ist heute, dass Hugo Junker mit seinem

Flugzeugwerken in Dessau ein Begründer des deutschen Luftfahrt war. Nach der Wende wurde aus der ehemaligen preußischen Provinz Sachsen und dem früheren Fürstentum Anhalt das Bindestrich-Land geschaffen, wie es schon kurz nach dem Krieg für wenige Jahre bestanden hatte. Mit gut 20.000 Quadratkilometern zählt Sachsen-Anhalt zu den mittelgroßen Ländern (Bayern: 70.000), mit nur 2,2 Millionen Einwohnern allerdings zu den kleinen (Bayern: 12,6). Die CDU-geführte Große Koalition muss sich 2016 der nächsten Landtagswahl stellen.



Dr. Reiner Haseloff, 1954 bei Wittenberg geboren, ist seit 2011 Ministerpräsident in Sachsen-Anhalt. Der promovierte Physiker war zuvor Wirtschaftsminister und ist Mitglied des CDU-Bundesvorstands. Haseloff ist bekennender Katholik, mit einer Zahnärztin verheiratet und hat zwei erwachsenen Söhne. Einer davon lebt in Bayreuth.

Eule trifft Baron

Dorf mit Schlossruine wird Wallfahrtsort für Konzert-Liebhaber

Einst Ruine, heute ein prächtiges Haus voller Musik: Das Renaissance-schloss Ulrichshusen.

Vor 25 Jahren fiel die Mauer und vor 20 Jahren gab es das erste Festkonzert in einer rohen Feldsteinscheune im kleinen mecklenburgischen Ort Ulrichshusen. Es war der Beginn einer traumhaften Erfolgsgeschichte. Eine der vielen Geschichte nach der Wende, die Helmut Kohls viel belächelten Satz von den „blühenden Landschaften“ wahr werden ließen.

Am Anfang ist der Eulenschiss, herab geplatzt aus den verrotteten Mauern des niedergebrannten Schlosses und gelandet auf der Schulter eines Barons. „Der Wink des Himmel“, freut sich Helmuth von Maltzahn, „das bauen wir wieder auf.“ Ehefrau Alla steht daneben und seufzt leicht. „Ein Schloss im Leben ist doch genug.“ Der erfolgreiche Kosmetikunternehmer hatte sich mit Ehefrau und den beiden Töchtern gerade im hessischen Braunshardt bei Darmstadt ein zauberhaftes Rokokoschlösschen hergerichtet.

Aber das Land der Ahnen lockt. Das Renaissance-schloss Ulrichshusen, ein paar Kilometer nördlich der Müritz, war über Jahrhunderte im Besitz der Familie derer von Maltzahn. Bis sie von den Kommunisten enteignet wurden. Das „Hus von Ulrich“, romantisch auf einem kleinen Hügel neben einem See gelegen, bietet einen jämmerlichen Anblick: Nach einem Brand vor Jahren sind die Decken eingestürzt, der Schutt füllt das Innere meterhoch.

Maltzahn, dessen Familie sich bis 1194 zurückverfolgen lässt, kauft spontan zwei Dinge: Von der Gemeinde die Ruine und beim Baumarkt ein hölzernes Gartenhaus, das er im Schlosshof aufstellt und in dem er die erste Zeit wohnt. „Wir wollten den Leuten zeigen: Wir gehören zum Ort und wir packen an.“ Anfangs haben die 35 Einwohner viel Argwohn und wenig Arbeit. 20 Jahre später ist Arbeit für alle da, und alle sind stolz auf den neuen Herrn, der ihren Flecken zu einem Wallfahrtsort für Konzertfreunde aus ganz Deutschland und weit darüber hinaus gemacht hat.

Die Schuttcontainer rollen noch, als Maltzahn bei Matthias von

Hülsen, dem damaligen Intendanten der noch jungen Festspiele Mecklenburg-Vorpommern, klingelt und Ulrichshusen mit seiner Scheune neben der Schlossruine als idealen Spielort und überhaupt als Zentrum fürs ganze Festival anpreist. Gegen den quirligen und vor Optimismus sprühenden Besucher hat der Intendant, der schon das Musikfestival Schleswig-Holstein geleitet hat, nur die Chance der Zusage. Schon kurz darauf wird der weltberühmte Yehudi Menuhin unter dem Scheunengebälk Schuberts Fünfte dirigieren.

Ihm folgen Kurt Masur und Mstislav Rostropowitsch, Anne-Sophie Mutter und Julia Fischer, Guidon Kremer und Daniel Müller-Schott. Die Liste der großen Namen wächst von Jahr zu Jahr. Längst ist das Schloss zu einem Kleinod erblüht, mit großem Festsaal und zauberhaften Hotelzimmern, und der Ort selbstverständlich der zentrale Spielort der Festspiele. Die Scheune ist saniert, aber noch immer zwitschern Schwalben zwischen Mozart und Beethoven. Und inzwischen finden hier mehr Menschen Arbeit, als Ulrichshusen Einwohner hat. Einen Steinwurf entfernt lässt der rastlose Baron ein Gut zu einer Ferienanlage umgebaut, und eine halbe Autostunde entfernt hat Helmuth von Maltzahn das heruntergekommene Schloss Gützkow gekauft und zum neuen Familiensitz ausgebaut. Denn offenbar können auch zwei Schlösser nicht genug sein im Leben. ▲

Peter Schmalz

Aus Feldsteinen gemauert: Die Festspielscheune von Ulrichshusen, hier mit Benjamin Beilman (Violine) und Matthias Schorn (Klarinette).



Foto: Monika Lawrenz



Foto: Walter Schiffarth

Umtrieb und erfolgreich: Schlossherr Helmuth von Maltzahn.



Für eine glückliche Zukunft!

Ausgewogene Ernährung, ausreichend Bewegung und ein starkes Selbstvertrauen – Die BayWa Stiftung macht sich für die Entwicklung gesunder Kinder stark.



Unterricht im Gemüsebeet

„Ich habe die größte Gurke von allen geerntet!“, ruft Jonas strahlend und hält sich lachend das

Gemüse vor seinen Mund. Auch die anderen Kinder der Münchner Grundschule freuen sich über das Gemüse, das sie selbst im Schulgarten angepflanzt haben und jetzt ernten können. Gemeinsam mit einer Ernährungspädagogin kochen die Schülerinnen und Schüler nun ein frisches Ratatouille mit allerlei Gemüse und Kräutern aus dem eigenen Schulgarten. Die Münchner Grundschule, ist eine der zahlreichen Schulen, die am Projekt der BayWa Stiftung „Gemüse pflanzen. Gesundheit ernten.“ teilnimmt.

Dabei setzt die BayWa Stiftung auf Aufklärung und praktisches Lernen für Schulkinder und legt Gemüse- gärten direkt an deutschen Grundschulen an.

Selbstvertrauen stärken, Bewegung fördern

Neben Projekten für eine gesunde Ernährung unterstützt die BayWa Stiftung die Entwicklung von Kindern durch gezielte Bewegungsprogramme. Die Projekte fördern die soziale Integration und unterstützen das Selbstbewusstsein der Kinder.



Die 1998 gegründete BayWa Stiftung fördert im In- und Ausland Bildungsprojekte in den Bereichen gesunde Ernährung und erneuerbare Energien. Im Fokus stehen dabei die Förderung von Wissenschaft und Forschung, Bildung und Erziehung. 100 % der Spenden kommen direkt in den Projekten an, da die BayWa AG die Verwaltungskosten der Stiftung trägt. Zudem verdoppelt die BayWa AG jeden an die Stiftung gespendeten Euro.

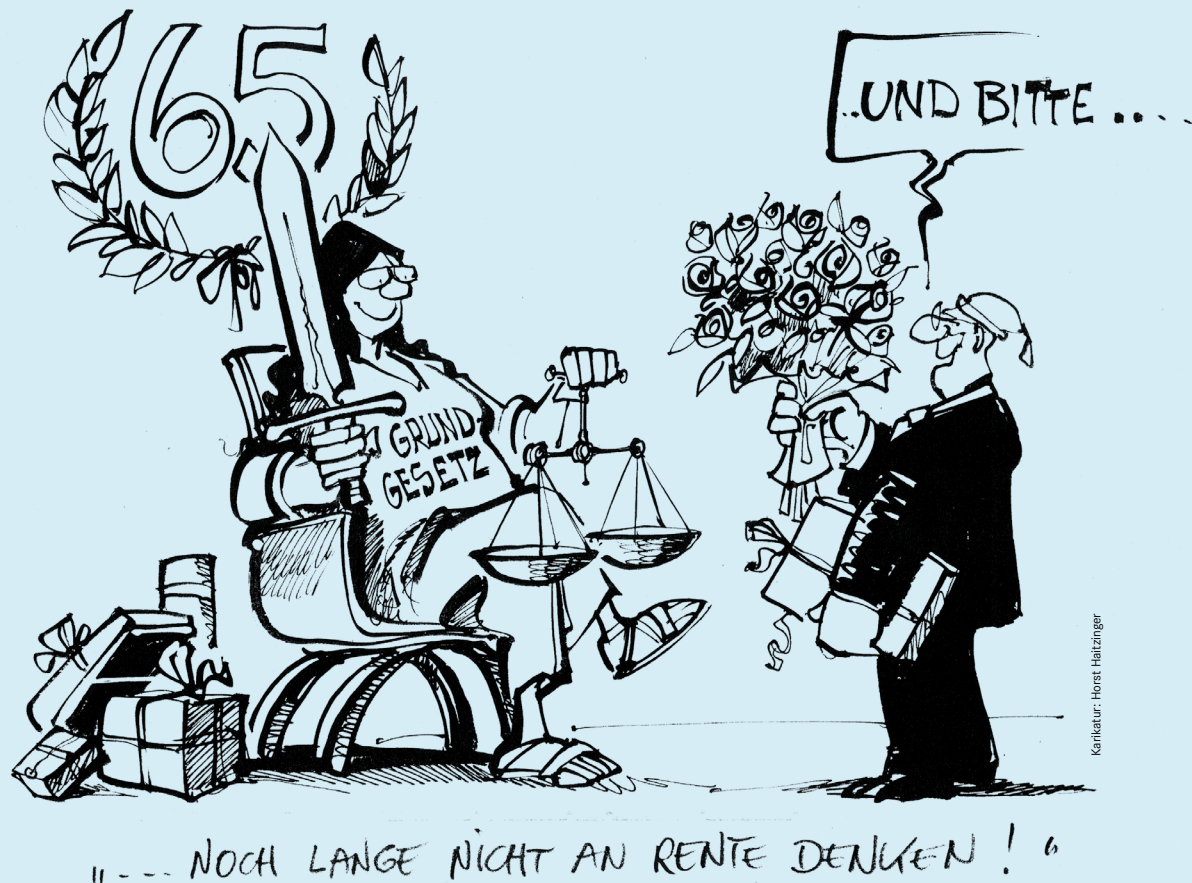


KONTAKT

BayWa Stiftung
Maria Thon, Geschäftsführerin
Arabellastraße 4
81925 München
Tel.: 089/9222-2701
Fax: 089/9212-2701
E-Mail: stiftung@baywa.de
www.baywastiftung.de

Der Spirit einer Zivilgesellschaft

65 Jahre deutsches Grundgesetz: Unruhe ist des Bürgers Pflicht



Heribert Prantl

Bürgerliche Unruhe ist eine produktive Unruhe. Der Unruhegeist ist ein demokratisches Elixier. Er ist der Spirit einer Zivilgesellschaft – die Anreger und Aufreger braucht. Ohne diesen Unruhegeist gäbe es zum Beispiel keinen Nationalpark Bayerischer Wald. Stattdessen gäbe es aber eine Donau-Staustufe in der Weltenburger Enge, eine Autobahn quer durch das Fichtelgebirge und noch ein paar Atomkraftwerke mehr in Bayern. Ohne diesen Unruhegeist wäre eine Energiewende in Deutschland nie angepackt worden. In den Bündnissen des Unruhegeistes findet und fand man Anschluss an die frühen demokratischen Jahre, an die zornigen Jahre, an die leider ziemlich vergessenen Jahre kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, an die Jahre also, als die Deutschen die Straße als den Ort des Protestes entdeckten, als sich Erbitterung und Empörung über Behörden, Majestäten und Fabrikherren Luft machten in Protestmärschen, Demonstrationen und Manifestationen. Die Menschen hatten beschlossen, sich nicht mehr alles gefallen zu lassen. Es war dies ein deutscher Rüttelschwur.



Von König Ludwig II. als Symbol absolutistischer Macht erbaut, wurde Schloss Herrenchiemsee zur Geburtsstätte des Grundgesetzes.

Die Hungrigen, so war das damals, wogen in den Bäckereien das Brot nach; war es in Ordnung, zog man weiter, war es zu leicht, wurde es genommen und verteilt. In Hunderten Volksversammlungen wurde damals, zu Zeiten der bürgerlichen Revolution, über Gott und die Welt, den Straßenbau, die Industrierverschmutzung und über das allgemeine Wahlrecht gestritten. Diese Proteste damals waren eine politische Volks-Schule, die Arbeiter lernten zusammen mit den Studierenden das ABC der demokratischen Rituale. Die Vertreter der herrschenden monarchischkonservativen Mächte wurden unruhig und schürten deshalb die Angst vor dem, was sie »Umtriebe« nannten. Sie schlugen die bürgerliche Revolution nieder: Ruhe war wieder Bürgerpflicht. Das blieb dann ziemlich lange so: Ruhe ist erste Bürgerpflicht, Unruhe eine Pflichtverletzung. Das wurzelt immer noch ein wenig im kollektiven Hintergrundbewusstsein. Unruhe hat einen schlechten Ruf in Deutschland. Unruhe wird in der Politik oft sehr schnell mit Gewalttätigkeit gleichgesetzt. Dabei ist Unruhe etwas anderes als Randalie. Es gibt höchst sozialverträgliche, voranbringende Formen der Unruhe – sie tragen die innere Unruhe über gesellschaftliche Missstände protestierend auf die Straße oder ins Internet.

Man darf Unruhe nicht mit Unruhen verwechseln. Öffentliche Unruhe ist nicht per se gewalttätig, wie es die Autoritäten immer wieder glauben machen wollen. Das war 1832 nicht so, als die unruhigen Bürger aufs Hambacher Schloss zogen. Das war 1848 nicht so, als die wildesten Aktionen nicht etwa

die Erstürmung von Rathäusern und Fabriken waren, sondern die Veranstaltung von Katzenmusiken vor den Häusern von Politikern und Fabrikherren. Das war auch 1989 nicht so, als die Bürgerinnen und Bürger der DDR sich ihre Freiheit erkämpften und das verwirklichten, was schon die Revolutionäre von 1848 gewollt hatten: Einheit in Freiheit. Die Unruhe war friedlich, als Bürgerinnen und Bürger ihren Repräsentanten in den vergangenen Jahren mühselig ökologische Verantwortung beigebracht haben. Die gewalttätigsten Zeiten waren in Deutschland diejenigen, in denen der NS-Staat keinerlei bürgerliche Unruhe duldete.

Der Widerstand gegen die Bismarckschen Sozialistengesetze, der Sturz der Monarchie nach dem Ersten Weltkrieg, die Errichtung der ersten deutschen Demokratie, die großen Proteste gegen Wiederbewaffnung und Notstandsgesetze in der Bundesrepublik, die Zeiten der Unruhe also – in Deutschland hat das alles zu wenig Platz im öffentlichen Bewusstsein. Es war bisher so, als schäme man sich hierzulande für die Tage der demokratischen Fundamentalpolitisation der Bürger. Vielleicht ändert sich das seit einiger Zeit – seitdem die Bürger mit der Verhinderung von umweltzerstörenden Monsterprojekten Erfolge feiern. Die Proteste gegen Wyhl, Wackersdorf und Gorleben waren und sind Exempel des Bürgermuts und der Zivilcourage. Und die Kirchenasylbewegung war und ist so etwas wie ein Exekutivorgan des Artikels 1 Grundgesetz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Solche Unruhegeister sind die Elite einer Gesellschaft. ▲



Für ein neues Grundrechtsbewusstsein plädierte Heribert Prantl in seinem Geburtstags-Essay zum Grundgesetz (Glanz und Elend der Grundrechte, Droemer Verlag, 192 S., 18 €)

Von den westdeutschen Ministerpräsidenten beauftragt, sollte der Verfassungskonvent drei Jahre nach Kriegsende einen Entwurf für das künftige Grundgesetz ausarbeiten. Unter der Leitung von Anton Pfeiffer, dem Chef der bayerischen Staatskanzlei, tagten die Experten vom 10. bis 23. August 1948 auf Herrenchiemsee im

Grundgesetz kam aus dem Speisezimmer

ehemaligen Speisezimmer von König Ludwig II. und legten ein Papier vor, das eine starke Bundesregierung, ein weniger starkes Staatsoberhaupt und

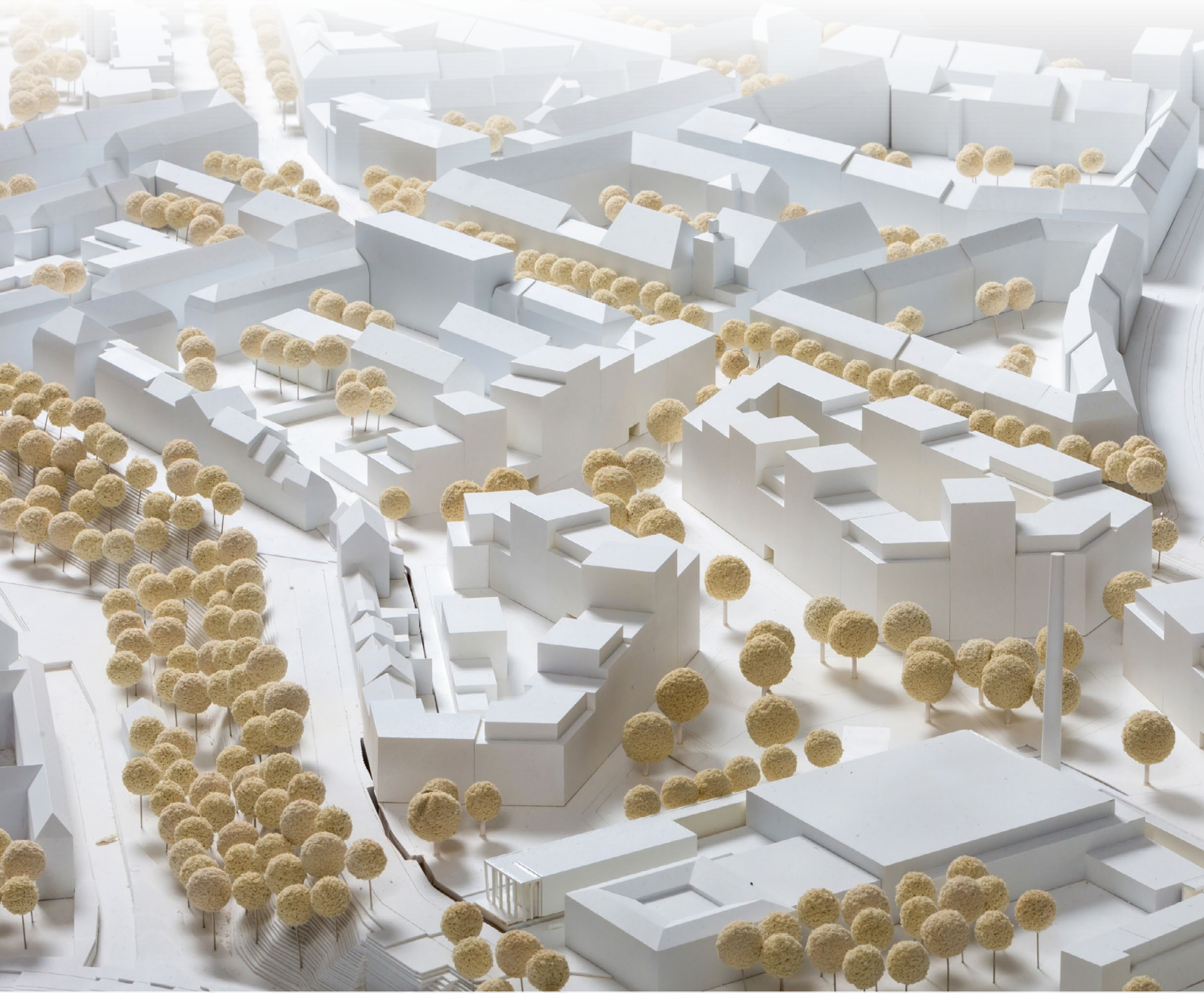
erhebliche föderale Elemente enthielt. Gut acht Monate später, am 8. Mai 1949, nahm der Parlamentarische Rat in Bonn das neue Grundgesetz an. Bayern forderte noch mehr Rechte für den Bundesrat und lehnte ab, akzeptierte aber die Verfassung, nachdem über zwei Drittel der Länder sie angenommen hatten.



Dr. Heribert Prantl ist Mitglied der Chefredaktion und Leiter des Ressorts Innenpolitik der *Süddeutschen Zeitung*. 1953 in der Oberpfalz geboren, studierte er Jura, wurde Richter und Staatsanwalt, ehe er 1988 zur SZ wechselte.

Mehr Mut zur Moderne

Architektonisch ist München verzagt, Hamburg und Köln haben die Nase vorn –
Peutinger-Gespräch mit „Hausbau“-Chef Jürgen Büllesbach



Ein neues Stadtviertel am Münchner Nockherberg: Wo die Paulaner-Brauerei stand, die an den westlichen Stadtrand zieht, plant die Bayerische Hausbau auf dem neun Hektar großen Gelände ein familienfreundliches Wohnquartier für 3.000 Menschen.

Eine Metropole wird München nicht werden, aber die bayerische Landeshauptstadt ist auf dem Weg zu einer teuren Stadt, meint Jürgen Büllesbach, der Chef der „Bayerischen Hausbau“ im Gespräch mit *Peutinger*-Chefredakteur Peter Schmalz. Die Immobilienpreise steigen signifikant, die Gefahr einer Blase sieht der Bau-Experte jedoch nur im obersten Preissegment. Ein Grund für die steigenden Mietpreise sei auch der Trend zu immer größerem Wohnraum: „Der Londoner lebt im Schnitt auf 28 Quadratmetern, der Münchner hat inzwischen 43.“

Der Peutinger: Beim Start der Bayerischen Hausbau vor 60 Jahren herrschte noch Wohnungsnot, inzwischen spüren viele Münchner eine andere Not: Sie fürchten sich vor rasant steigenden Mieten. Können sich nur noch Reiche München leisten?

Jürgen Büllesbach: In gewissem Sinne herrscht in München Wohnungsnot. Es gibt auf dem Wohnsektor keine Leerstände, die Nachfrage ist also größer als das Angebot, was wiederum Mieten und Kaufpreise treibt. München ist auf dem Weg zu einer teuren Stadt.

Aber noch immer deutlich billiger als London und Paris.

London und Paris sind echte Metropolen, das ist München nicht und wird es wohl auch nicht werden. Ich würde München eher mit Amsterdam, Barcelona oder Mailand vergleichen. Die einzige deutsche Stadt, die das Potenzial zur Metropole hat, ist Berlin. Nicht in den nächsten Jahren, aber auf lange Sicht.

Muss München sich deswegen grämen?

Keineswegs, es ist eher eine Wohltat für die Stadt. München ist attraktiv durch seine Lage und das besondere Lebensgefühl. Hier entstehen gute und auch hoch bezahlte Arbeitsplätze, was für anhaltenden Zuzug sorgt und damit natürlich das Problem auf dem Wohnungsmarkt verschärft.

Also noch mehr bauen.

Sie können nur bauen, wo Baugrundstücke vorhanden sind. In München sind aber die meisten Flächenreserven für den Wohnungsbau bereits in der Planung oder sogar in der Bauphase. Da gibt's nicht mehr viel.

Für welche Kundschaft bauen Sie?

In erster Linie bauen wir für uns selbst. Die Schörghuber Unternehmensgruppe hat mit der Bayerischen Hausbau ein Immobilienunternehmen, das sich von anderen Projektentwicklern unterscheidet. Wir sind Bestandhalter mit einem Portfolio im Wert von 2,5 Milliarden Euro, das wir weiter ausbauen werden.

Kein schneller Gewinn durch Verkauf?

Uns geht es um eine sichere Wertanlage. Deshalb sehen wir auch mehr den Miet- als den Kaufmarkt. Wir bauen sicher nicht nur für Gutverdiener und Vermögende. So haben wir vom Alten Hof am Marienhof, einer absoluten Toplage, bis zur Wohnanlage in Höhenkirchen schon Wohnungen in allen Preisklassen gebaut.

Macht es für den Mieter einen Unterschied, ob Sie nur der Projektentwickler sind oder später auch sein Vermieter?

Ich denke schon. Als Bestandhalter möchte man nachhaltige Immobilien haben, die man nicht nach ein paar Jahren schon wieder anfassen muss. Das führt zu einer Qualität, die über dem Marktniveau liegt, selbstverständlich auch bei den Objekten, die wir verkaufen. Und wir achten darauf, möglichst langfristige Mietverhältnisse zu haben, denn jeder Mieterwechsel kostet Geld. Da kann es im Zweifelsfall auch schon mal sinnvoll sein, auf ein paar Cent bei der Miete zu verzichten.

Wo liegt der Münchner Mietpreis?

In der Neuvermietung gibt es im frei finanzierten Wohnungsbau kaum mehr eine Wohnung unter 13, 14 Euro je Quadratmeter. In der Innenstadt hört man, dass bis zu 50 Euro aufgerufen werden. Aber das sind überzogene Einzelfälle. Bei Neubauvermietungen hat sich der Preis zwischen 15 und 20 Euro eingependelt. Das sind drei bis fünf Euro mehr als noch vor fünf Jahren.

Aufwärts wie bei den Kaufpreisen.

Da müssen wir unterscheiden. Die Kaufpreise haben sich deutlich signifikanter entwickelt. Das liegt im Wesentlichen am niedrigen Zinsniveau, bei dem man eine Finanzierung quasi umsonst bekommen kann. Das ist heute schön, kann aber bei steigenden Zinsen in fünf oder zehn Jahren ein verzögertes Immobilienblasenproblem bringen.

Pumpen Sie nicht selbst an der Immobilienblase? Immerhin haben Sie allein in München 200.000 Quadratmeter Wohnfläche in Planung und sind damit der größte Bauträger der Stadt.

Ich sehe für München derzeit kein generelles Blasenproblem, wohl aber ist im Segment mit Quadratmeterpreisen von 8000 Euro aufwärts eine gewisse Sättigung festzustellen. Da liegt eine 100-Quadratmeter-Wohnung mit allen zusätzlichen Kosten sehr nahe an einer Million. In alter Rechnung zwei Millionen D-Mark! Die Kundschaft, die sich eine solche Wohnung leisten kann, wurde in den vergangenen Jahren schon gut bedient und hat zugeschlagen. Dagegen aber bin ich sicher, dass alles unter 500.000 Euro in den nächsten Jahren sehr gut laufen wird.

Also bleibt München interessant für Anleger?

Wenn diese, je nach Lage, in einem Bereich zwischen 4500 bis 6500 Euro je Quadratmeter investieren, machen sie langfristig sicher nichts falsch.

Wir klagen über steigende Mietpreise, zugleich wohnen wir auf immer mehr Quadratmetern. Ein Widerspruch?

Ich habe es kürzlich bei einer Diskussionsveranstaltung anders formuliert: Jammern wir auf hohem Niveau? Der Londoner lebt im Schnitt auf 28 Quadratmetern, der Münchner hat inzwischen 43 Quadratmeter und gibt fürs Wohnen unter 30 Prozent seines Einkommens aus, in London ist es bereits die Hälfte. Man kann sich also schon fragen, ob man mit ein paar Quadratmetern weniger auskommen möchte.

Damit werden Familien aus der Stadt gedrängt.

Natürlich verändert sich die Zusammen-

Nach seinem Bauingenieur-Studium an der Münchner Bundeswehrhochschule startete Dr. Jürgen Büllesbach 1998 bei der Bayerischen Hausbau. 2009 übernahm er den Vorsitz der Bau- und Immobilengruppe von Schörghuber und strukturierte sie unter der Dachmarke Bayerische Hausbau neu.



setzung der Bewohner. Im Zentrum → von London leben fast nur noch Singles, es gibt sogar Erwachsenen-WGs, weil sich der Einzelne eine eigene Wohnung nicht mehr leisten kann.

Ist eine 60-Quadratmeter-Wohnung für den Bauherrn wie für den Vermieter nicht lukrativer als eine 120-Quadratmeter-Familienwohnung?

Mit Sicherheit ja, aber wir sind als einer der größten Investoren auf dem Münchner Immobilienmarkt daran interessiert, dass der Markt gesund bleibt. Und dazu gehören durchmischte Gebiete. Gentrifizierung ist ein Problem, das es städtebaulich zu behandeln gilt. Die Stadt München hat mit der „SoBoN“, der Richtlinie für eine sozialgerechte Bodennutzung, definiert, dass es auch in neu entwickelten Stadtvierteln sozial geförderten Wohnungsbau geben muss. Das ist ein gutes Mittel, um sozialverträgliche Stadtentwicklung zu fördern. Wenn es weiter durchmischte Gebiete und keine Ghettos gibt, bleibt die Stadt auch künftig attraktiv. Ich halte es für ein gutes Stück städtischer Sozialpolitik, auch wenn wir mit rein frei finanzierten Wohnungen mehr verdienen könnten.

Wohnen und Wohlfühl klingen schön harmonisch. Was kann der Bauherr dafür leisten? Lebt es sich von Ziegelwänden umgeben angenehmer als hinter Betonplatten?

Da sprechen Sie jetzt mit einem Bauingenieur und treffen meine Seele. Ich bin der festen Überzeugung, dass dem nicht so ist. Egal, mit welchem Stoff wir bauen – wir haben auch Holzhäuser im Programm –, das Wohnklima wird viel mehr von unsinnigen Vorschriften des Gesetzgebers beeinflusst. Man hat dem Ziegel ja immer zugeschrieben, dass er atmet, Feuchtigkeit speichert und Wärme puffert, aber ein moderner, hochtechnologisierter Ziegel ist mit Zusätzen wie Sägespäne oder Styroporkügelchen durchsetzt und braucht viel mehr Platz als eine Betonwand. Volkswirtschaftlich ist es ein Nonsens, eine 40 oder 50 Zentimeter dicke Mauer zu bauen, die Wohnfläche wegnimmt. Beton ist weit besser als sein Ruf beim Laien.

Aber der Nagel fürs Bild schlägt sich leichter in eine Ziegelwand.

Schon, aber mancher Ziegel ist so porös, dass der Nagel auch wieder zum Problem werden kann. Wir müssen eher aufpassen, was an neuen Energie-sparverordnungen auf uns zukommt. Wir müssen ernsthaft die technologische und ökologische Sinnfälligkeit der bestehenden und vor allem der zu erwartenden Gesetze prüfen.

Ein Beispiel?

Bei einem ungedämmten Gebäude ist der erste Zentimeter Dämmung enorm effektiv. Doch bei jedem Zentimeter mehr sinkt der Nutzen – bis dahin, dass der energetische Produktionsaufwand des Dämmmaterials größer wird als es in seiner Einsatzzeit an Wärmeübertragung verhindern kann. Und welche Probleme wir uns mit luftdicht verpackten Gebäuden und kontrollierter Wohnraumbelüftung einhandeln werden, ist längst nicht geklärt.

Die Verkehrssituation der Großstädte – auch in München – wird immer dramatischer. Brauchen wir neue

Ideen, Arbeit und Wohnen wieder näher zusammenzuführen?

Sicher. Wir entwickeln bereits gemischt genutzte Quartiere, um beides möglichst nahe beieinander zu halten. Wir müssen aber auch verkehrspolitisch einiges mehr tun als bisher. Die 2. Stammstrecke in München müsste längst gebaut sein. Die heutige Stammstrecke ist der älteste Tunnel in der Stadt, gebaut vor den Olympischen Spielen 1972. Bei einem gravierenden Schaden wäre München in weiten Teilen lahmgelegt und es gäbe keine Ausfalllösung, obwohl erheblicher Verkehrszuwachs zu erwarten ist.

Sie sehen in der Aufrüstung der Verkehrsinfrastruktur die bessere Lösung als Wohnen und Arbeiten sich nahezubringen?

Wir brauchen beides. Sie werden auch zwischen den gemischt genutzten Quartieren weiterhin Verkehr haben. Wir realisieren gerade in Stuttgart mit dem Milaneo ein neues städtebauliches Konzept mit Einzelhandel in den unteren Geschossen und einer kleinen Stadt darüber mit 415 Wohnungen, einem Hotel und 7000 Quadratmetern Büros. Relativ kompakt, kurze Wege, alle Nutzungen und eine U-Bahn-Station darunter. Das ist der einzig richtige Weg, die Innenstädte ein Stück weit vom Verkehr zu entlasten.

Verlagert der Computer manchen Arbeitsplatz nach Hause?

Ganz sicher. Der Büroflächenbedarf je Mitarbeiter hat seinen Zenit überschritten, Firmen nutzen die Möglichkeit, Bürokosten zu senken, indem sie Arbeit auslagern. Was ja gerade für Familien oft sehr positiv ist. Das ist eine gute Entwicklung, die bereits klare Konsequenzen auf dem Büromarkt hat. Aber auch auf dem Wohnungsmarkt spüren wir, dass die Halb-Zimmer-Wohnungen immer mehr nachgefragt werden. Das halbe Zimmer ist in der Regel der Home-Office-Arbeitsplatz.

Als Bauherr sind Sie mitverantwortlich fürs Stadtbild. Der frühere Münchner Oberbürgermeister Christian Ude hat sich sehr abfällig über die einfallslöse Architektur der Neubauten entlang der Bahnstrecke zum Hauptbahnhof geäußert. Können Sie seinen Ingrim verstehen?

Ja. Ich halte die Bahnachse für größtenteils nicht besonders gelungen und die Messestadt Riem für noch schwieriger. Da finden Sie in anderen Städten mehr Mut. Denken Sie an die Hafen-City in Hamburg oder an die Kran-Häuser in Köln. Das ist mutige und moderne Architektur, die man in München kaum sieht. Das muss seinen Grund haben. Ich behaupte, dass es durchaus Projektentwickler gegeben hätte, die mutiger hätten bauen wollen, wenn man sie gelassen hätte. Insofern ist architektonische Verzagtheit kein Wesensmerkmal, das ausschließlich bei Investoren diagnostizierbar ist.

Verlieren die Innenstädte durch immer mehr Glasfassaden ihr Gesicht?

In den Innenstädten muss man aufpassen, dass wir nicht zu viel Glas bekommen. Das Auge des Bürgers hätte wohl gerne weniger Glas, aber Glas ist ein sehr populärer Werkstoff, mit dem man architektonisch eher auf sich aufmerksam macht als mit einer Stein- oder Putzfassade.

Mit im Schnitt 29 Euro pro Quadratmeter sind die Mietpreise in Paris mehr als doppelt so hoch wie in München mit 13 Euro.

In Berlin haben Sie mit der Sanierung des Bikinihauses die Denkmalschützer erfreut. Wann werden Sie deren Lob auch in München bekommen?

Das haben wir sehr wohl schon bekommen. Die Revitalisierung des Alten Hofes haben wir sehr zur Freude des Denkmalschutzes gemacht, und für unsere Wohnanlage im St-Anna-Kloster im Lehel gab es sogar einen Architekturpreis. Das Bikinihaus in Berlin ist so hervorgehoben worden, weil es der Umgang mit einer Substanz aus der Nachkriegszeit ist, also nicht mit den besten Materialien gebaut wurde. Ein solches Gebäude nach den heutigen Anforderungen beim Brand-, Schall- und Wärmeschutz in die Neuzeit zu transferieren, war eine Mammutaufgabe, bei der wir auch technisch viel gelernt haben.

Ein Wissen, das Sie künftig häufiger nutzen werden?

Das Ensemble Bikini Berlin mit der Concept Mall im Bikinihaus, dem legendären Zoo Palast und dem 25hours Hotel zu sanieren, war sicher richtig. Wir sind auf das Ergebnis auch ein bisschen stolz. Kürzlich hatten wir dort die Oberbürgermeister des Deutschen Städtetags zu Gast – und das Feedback war überwältigend. Das würden sich die meisten Verantwortlichen für ihre Städte auch wünschen. Doch man muss ehrlich sagen: Dies wäre nicht für jedes Gebäude aus den 60er Jahren der richtige Weg.

In München haben Sie eine einmalige Chance: Da die Paulaner Brauerei an den Stadtrand zieht, können Sie um den Nockherberg ein neues Stadtviertel planen. Wird es einmal als Büllersbach-Viertel in die Stadtgeschichte eingehen?

Das wäre zu viel der Ehre. Es wird aber ein Viertel sein, das immer mit dem Namen Schörghuber in Verbindung gebracht werden wird. Insofern kann es schon mal das Schörghuber- oder Hausbau-Quartier sein. Für viele wird es aber das Areal am Nockherberg bleiben. Das ergibt sich aus der fast vierhun-

dertjährigen Nutzung durch die Paulaner Brauerei, die 2016 an den Stadtrand zieht, und der Gaststätte, die bleibt. Für uns wird es eine tolle Aufgabe sein, das Thema „Gaststätte und Biergarten“ übereinzubringen mit dem Thema „Wohnen“. Ein klassischer Konfliktpunkt, den wir hier von Anfang an so lösen müssen. Ein Großprojekt wie dieses ist für mich eine unglaublich spannende Aufgabe, die man in seinem Berufsleben wohl nur einmal bekommt.

Haben Sie eine Grundidee für das neue Viertel?

Mit modernen Formen und heutigen Elementen die vorhandene Struktur des Stadtviertels zu erhalten. Wir werden daher auch den Grundrissplan der Stadt fortschreiben. Es muss eine Neubebauung sein, die sich in das Vorhandene integriert. Wir können die alten Wohnhöfe der Au nicht mit Hochhäusern erdrücken.

Wie werden die Bürger beteiligt?

Wir haben die Bürger von Anfang an in den Planungsprozess involviert. Schon vor der Auslobung haben wir eine Infoveranstaltung mit Mitgliedern des Preisgerichts gemacht, damit diese die Stimmungslage der Bevölkerung mitbekommen.

War die Beteiligung rege?

Das war sie schon, aber man fragt sich auch, ob man bei einem öffentlichen Workshop, an dem gerade einmal knapp hundert der 60.000 Einwohner des Stadtbezirkes teilnehmen, alle Bürgerinteressen erfährt.

Schauen wir zum Schluss in die Zukunft. Noch sind Sie jung, aber später einmal, nach dem Arbeitsleben, wo würden Sie wohl lieber leben: In der Stadt oder draußen im Grünen?

Auch als Stadtmensch liebe ich das Umland von München und gehe gerne in die Berge. Doch in der Stadt zu leben, hat gerade im Alter große Vorteile. Deshalb möchte ich in der Stadt bleiben. ▲

Bei Städtevergleiche liegt München meist in der Spitzengruppe, so auch beim jüngsten Kulturstadt-Ranking des Hamburger Weltwirtschaftsinstituts: Die Isar-Metropole liegt dicht hinter Stuttgart auf Platz 2. Berlin (4), Hamburg (7) und Frankfurt (10) sind abgeschlagen

Perfekte Nostalgie



Das 2013 wieder eröffnete Bikinihaus in Berlin ist ein Leuchtturmprojekt für das Schörghuber-Unternehmen. Der in die Jahre gekommene Nachkriegsbau am Zoo und das angrenzende Kino Zoo-Palast wurden in einer Synthese von Alt und Neu so herausgeputzt, dass Bauexperten wie Feuilletonisten gleichermaßen jubeln. Besonders gelobt wird die aufwändig wieder hergestellte historische Fassade. Zudem entstand das Designer-Hotel „25hours“.

Mehr Wohnungen



Projektentwicklung und Bestandshaltung sind die beiden Pfeiler der Bayerischen Hausbau, das eines der großen integrierten Immobilienunternehmen in Deutschland ist. Das Schörghuber-Unternehmen investiert vor allem in den Wohnungsbau – allein 2013 wurden Wohnungen auf 538.000 Quadratmetern Geschossfläche entwickelt. Der Bauhaus-Immobilienbestand hat einen Wert von 2,5 Milliarden Euro.

Markante Fassade



Auf dem Münchner Heimatmarkt investiert die Bayerische Hausbau derzeit in zahlreiche Wohnungs-, Büro- und Einzelhandelsprojekte. Herausragend war im vergangenen Jahr die Eröffnung des Joseph Pschorr Hauses in der Fußgängerzone an dem Platz, wo früher die berühmten Pschorrbrau-Bierhallen standen. Hinter der markanten Fassade hat Sport Scheck sein neues Zuhause gefunden.

Solide mit Substanz

NürnbergMesse wächst seit 40 Jahren – heute steht sie unter Europas Top Ten



Bild: Heiko Stahl/NürnbergMesse

Zwei erfolgreiche Manager vor faszinierender Kulisse: Die beiden Geschäftsführer der NürnbergMesse, Dr. Roland Fleck (li.) und Peter Ottmann, vor der neuen Halle 3A. Das neue Messe-Highlight wurde von der Star-Architektin Zaha Hadid entworfen.

Felicitas Weller

Mit 40 steht die NürnbergMesse mitten im Leben, aber von Midlife-Crisis kann keine Rede sein, scherzt Geschäftsführer Dr. Roland Fleck. Er und sein Kollege Peter Ottmann haben Grund zur Jubiläumsfreude: Die Messe in der fränkischen Metropole zählt inzwischen zu den umsatzstärksten in Deutschland und zu den Top Ten in Europa. Weltweit hat sie es unter die 15 größten Messegesellschaften geschafft. In den vergangenen vier Jahrzehnten haben 42 Millionen Menschen das Nürnberger Messezentrum besucht.

Die Erfolgsgeschichte beginnt mit einem Zufall: Nach dem 2. Weltkrieg sucht die Spielwarenbranche, die früher zur Leipziger Messe ausgestellt hatte, ein neues Zuhause im Westen und geht nicht nach Frankfurt, sondern nach Franken. Nürnberg betritt damit Neuland. Die Stadt hat zwar seit 1423 das Messeprivileg, aber keinen Messeerfolg. Am 13. März 1950 eröffnet am Stadtpark die erste „Deutsche Spielwarenmesse“ mit 351 Ausstellern.

Es ist ein bescheidener Anfang, doch mit der Zeit steigen Aussteller- und Besucherzahlen, Stadt und Region spüren den wirtschaftlichen Nutzen. Und je größer der Zuspruch, desto enger wird es am Stadtpark. Schließlich ist im südlichen Stadtteil Langwasser ein neues Gelände gefunden, 1974 startet die NürnbergMesse mit zwei Geschäftsführern und fünf Mitarbeitern.

Das erste Großprojekt ist ein Catcher-Turnier – immerhin international besetzt. Von manchen Experten anfangs belächelt, geht es mit dem Nürnberger Messezentrum und seinen Veranstaltungen fortan stetig bergauf. Die beiden Geschäftsführer Roland Fleck und Peter Ottmann, seit 2011 gemeinsam an der Spitze, können im 40. Jahr eine glänzende Bilanz vorlegen. Wobei sie eine Besonderheit berücksichtigen und in Zweijahreszyklen rechnen, da die großen Messen zumeist in den geraden Jahren stattfinden. 2013 war mit 193 Millionen Euro und einem kräftigen Plus von elf Prozent gegenüber dem Vergleichsjahr 2011 das bisher umsatzstärkste ungerade Jahr seit Bestehen der Messe. 174 Fachmessen, Kongresse wie der DFB-Bundestag, Publikumsveranstaltungen und Firmenevents zogen 1,13 Millionen Besucher an. Das 2005 eröffnete NürnbergConventionCenter lieferte mit 17,4 Millionen Euro eine Umsatz-Bestmarke.

Im ersten Halbjahr 2014 gibt es bereits weitere Erfolgsmeldungen. Die bestehenden Veranstaltungsformate entwickeln sich positiver als der Branchendurchschnitt, und die globale Ausrichtung gewinnt immer mehr an Bedeutung. „Im ersten Halbjahr 2014 machen die Messekennzahlen uneingeschränkt Freude“, meldet CEO Ottmann. „Sowohl bei der Zahl der Aussteller und der Besucher sowie bei den Standflächen liegen wir teilweise deutlich über den Werten der jeweiligen Vorveranstaltungen.“ Nach aktuellem Stand kann das Geschäftsjahr 2014 einen Umsatz von 220 Millionen Euro plus X erreichen. Das wäre wieder ein Rekord.

Zur Geburtstagsfeier im Juli konnte zudem ins neue Highlight der Messe, die Halle 3A, eingeladen werden: Die aus dem Irak stammende Star-Architektin Zaha Hadid (BMW-Werk in Leipzig, Bergiselschanze in Innsbruck, Opernhaus in Guangzhou) hat die neue Halle entworfen. Die „Stilikone im Messewesen“, wie sie von den Nürnbergern bereits liebevoll genannt wird, ist das erste Gebäude, das die Messe mit einem Architekturbüro von Weltrang planen ließ. Zaha Hadid entwarf eine leichtfüßige Architekturperle mit hohem Anspruch an Design, Funktionalität und Energieeffizienz. Das wellenförmige Lamellendach kommt ohne Stützen aus, scheint zu fliegen. Die LED-beleuchtete Außenhaut der Halle verbraucht trotz Dauerbetrieb 25 Prozent weniger Energie als die anderen Hallen auf dem Gelände. Für die NürnbergMesse ist sie schon jetzt ein Gewinn in quantitativer wie qualitativer Hinsicht. Die Kunden nehmen das neue Prunkstück an der Großen Straße hervorragend an: Schon im ersten Jahr ihres Bestehens ist die Halle mit ihren knapp 9.000 Quadratmetern bereits acht Mal ausgebucht. Damit trägt die Großinvestition, die – und darauf ist die Doppelspitze Fleck-Ottmann besonders stolz – ohne zusätzliche Mittel der Gesellschafter gestemmt wurde, dazu bei, dass die internationalen Fachmessen ihren Erfolgskurs am Messestandort Nürnberg fortsetzen.

Die Messe will „solide, mit Substanz und nicht um jeden Preis wachsen“, meint Ottmann, wobei er international ein wertvolles Potential sieht, das durch Tochtergesellschaften in China, Nordamerika, Brasilien, Italien und seit kurzem auch in Indien gezielt



Bild: AlexSchubert.de / Spielwarenmesse eG

erschlossen werden muss. Darüber hinaus verfügen die Nürnberger über ein Netzwerk von circa 50 Vertretungen, die in über 100 Ländern aktiv sind. Aktuell veranstaltet die Messe außerhalb Deutschlands 28 Messen – besonders erfolgreich ist man in Brasilien, Indien und China. Bei den lukrativen Auslandsaktivitäten hat man sich auf nur elf Themenbereiche spezialisiert. In sieben Bereichen sind die Franken sogar Weltmarktführer – dank BioFach, Fensterbaummesse oder der für die Industrie wichtigen „Euroguss“. „Wir suchen Nischen, besetzen sie kompetent und bauen sie kontinuierlich aus“, beschreibt Ottmann das Erfolgsgeheimnis. Mit diesem Konzept will die NürnbergMesse bis 2020 ihren internationalen Umsatz, der 2013 bereits bei 20,5 Millionen Euro lag, mehr als verdoppeln.

Das weltweite Netzwerk ist auch für den Messestandort Nürnberg ein Gewinn, denn die internationale Präsenz lockt immer mehr ausländische Aussteller und Besucher zur Reise in die Noris – und das kommt der gesamten Region zugute. Durch die Messe, schätzt Fleck, fließt jährlich mindestens eine Milliarde Euro in den heimischen Handel, die Gastronomie und Hotellerie sowie in weitere Dienstleister. So gratulierte Nürnbergs Wirtschaftsreferent Michael Fraas den erfolgreichen Geschäftsführern zum Jubiläum entsprechend: „Die NürnbergMesse ist nicht nur ein kraftvolles, erfolgreiches Unternehmen, sondern auch ein Standortfaktor und ein international sichtbarer Leuchtturm für Nürnberg und die gesamte Metropolregion. Sie zeigt, wie Erfolg aus Innovationsfreude und Teamgeist generiert wird.“

Ein Erfolg, der nicht in die Wiege gelegt war und der zu seinem weiteren Blühen die passende Infrastruktur braucht. Und da gibt es auch am Geburtstag noch unerfüllte Wünsche. „Eine Erweiterung unseres Flughafens ist dringend erforderlich“, meint Ottmann. Tatsächlich fehlen aktuell Direktflüge zu den wichtigen Messestädten Barcelona, Mailand und Brüssel, um nur einige wichtige Verbindungen zu nennen. „Nicht nur wir, sondern vor allem die Metropolregion Nürnberg als wirtschaftliches Zentrum Frankens würde von einem Ausbau profitieren“, sind sich Fleck und Ottmann einig. Ein Wunsch, der zum nächsten runden Geburtstag in zehn Jahren längst erfüllt sein sollte. ▲

Das größte Spielzeug-Fenster der Welt ist die Nürnberger Spielwaren-Messe. Mit ihr begann nach dem Krieg die Erfolgsgeschichte der Nürnberger Messe.



Bild: Thomas Geiger / NürnbergMesse

Stargast zum 40: Begleitet von den Nürnberger Symphonikern (Leitung: Osvaldo Ferreira) gratulierte die weltberühmte Sopranistin Anna Maria Kaufmann der Messe zum Geburtstag.

Aus Flüchtlingen werden Azubis

Handwerksbetriebe suchen Nachwuchs auch bei Flüchtlingskindern

Georg Schlagbauer

Die Industrie stellt Massenprodukte her, das Handwerk schafft Unikate. Schon deshalb brauchen unsere Betriebe, die für Qualität, Nachhaltigkeit, Kundennähe und individuelle Produkte aus der Region stehen, motivierte und gut ausgebildete Fachkräfte. Das aber wird aus verschiedenen Gründen, die das Handwerk nicht beeinflussen kann, immer schwieriger.

Dramatische Bewerber-Lücke im Landkreis München: Zu Beginn des Ausbildungsjahres ist jede vierte Lehrstelle noch nicht besetzt.



Georg Schlagbauer, 42, Metzgermeister und Stadtrat in München, wurde im Juli als Nachfolger von Heinrich Traublinger zum Präsidenten der Handwerkskammer für München und Oberbayern gewählt. Georg Schlagbauer ist verheiratet und hat zwei Töchter.

Die gut 79.600 oberbayerischen Handwerksbetriebe beschäftigen gegenwärtig 291.400 Mitarbeiter und damit mehr als die großen Industrieunternehmen. Das Handwerk ist nach wie vor das Rückgrat der Wirtschaft. 23.200 dieser Beschäftigten sind Auszubildende. Doch wie in der gesamten Wirtschaft sinkt auch im Handwerk die Zahl der Auszubildenden, viele Lehrstellen bleiben unbesetzt. Vor allem zwei Gründe sind dafür verantwortlich: Zum einen der deutschlandweite Rückgang der Schülerzahlen, zum anderen setzen immer mehr junge Menschen darauf, möglichst lange an der allgemeinbildenden Schule zu bleiben. Ihr Ziel ist immer häufiger das Abitur mit anschließendem Studium. Vielen erscheint dies als einziger Weg zum Berufserfolg.

Eltern und Schüler übersehen dabei: Nicht jedes Studium führt zum Berufsglück, die Zahl arbeitsloser Akademiker nimmt zu. Zudem kann auch die Handwerkslehre bis zur Uni führen, mancher Meister erweitert sein Wissen durch ein Studium. Ebenso ist vielen Jugendlichen unbekannt, dass gerade im Handwerk flexible Arbeitszeiten, Selbstverwirklichung und eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf existieren. Hier müssen wir noch viel Überzeugungsarbeit leisten, denn im zunehmenden Wettbewerb um den Berufsnachwuchs konkurriert das Handwerk auch mit großen Industrieunternehmen, die mit ihrer oft weltweiten Bekanntheit werben.

Um auch in Zukunft genügend Auszubildende zu finden, müssen sich unsere Betriebe neben den Abgängern von Mittel- und Realschulen noch stärker neue

Zielgruppen erschließen. Dazu gehören Jugendliche mit Migrationshintergrund und solche, die zu Beginn der Lehre noch „Starthilfe“ in Form von (sozial-)pädagogischer Betreuung benötigen. Aber auch unter den Flüchtlingen, die in großer Zahl zu uns kommen, sind junge Menschen, die lernen und zupacken wollen.

Um diesen Flüchtlingen ein menschenwürdiges Leben und die Chance auf eine neue Heimat zu eröffnen, müssen wir ihnen frühzeitig den Zugang zu Bildung und Ausbildung ermöglichen. Deshalb haben wir in Kooperation mit dem bayerischen Arbeitsministerium einen Akquisiteur speziell für junge Flüchtlinge eingestellt, der sie in eine berufliche Ausbildung beim Handwerk vermitteln soll. Dazu gilt es, die jungen Leute zunächst über das duale System mit seiner Ausbildung in Schule und Betrieb zu informieren und ihnen die Karrierechancen im Handwerk aufzuzeigen. Außerdem müssen wir Ausbildungsbetriebe gewinnen, die sich der Herausforderung stellen und diesen jungen Menschen eine Chance geben. Die Aussichten sind gut, dass am Ende beide Seiten davon profitieren werden.

Das Handwerk bietet Jugendlichen zahlreiche Karrierechancen. Die jungen Leute werden als künftige Fachkräfte gesucht sein, manche der heutigen Azubis werden sich mit ihren Fähigkeiten selbstständig machen und nicht wenige können zum Betriebsnachfolger aufsteigen. Diese werden gesucht, denn jeder fünfte Inhaber eines Handwerksbetriebs in München und Oberbayern ist bereits älter als 55 Jahre. ▲

Wir sind Kaiser

Das unruhige Leben des Wittelsbacher Kaisers Ludwig der Bayer



Bei der Jagd in Bayern
gestorben: Die Bayerische
Landesaussstellung erinnert
an Kaiser Ludwig IV.

Peter Schmalz

Wir waren Papst - und wir waren Kaiser. Wobei es ein Papst war, der unbedingt und mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln verhindern wollte, dass wir Kaiser werden. Ein Papst, der den bayerischen Kaiser hämisch „bavarus“ nannte, weil das im Lateinischen so schön nahe am „barbarus“ lag. Womit schon klar ist, dass es sich bei diesem Pontifex nicht um unseren Papst Benedikt XVI. handeln kann, den Bayern im Vatikan mit tiefverwurzelten weißblauem Heimatgefühl.

Die bayerische Kaiser-Geschichte spielt 700 Jahre früher und wird jetzt von der Landesaussstellung in Regensburg in ihre vielen Facetten ausgebreitet. Es ist die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert. Die Eidgenossen schließen den ewigen Bund, der heute

noch Schweiz heißt, ein gewisser Osman gründet ein nach ihm benanntes Reich, das erst sechs Jahrhunderte später im Ersten Weltkrieg untergehen wird, und Mönch Berthold Schwarz mischt ein Pulver, das ebenfalls seinen Namen tragen wird. →

Mit der Niederlage bei Waterloo war Napoleons Schicksal endgültig besiegelt. 200 Jahre nach dieser auch für Bayern bedeutenden Schlacht erinnert die Bayerische Landesausstellung im kommenden Jahr an das ambivalente Verhältnis der Bayern zum französischen Kaiser.

Um 1283 oder 1286 herum erblickt der Wittelsbacher Herzogssohn Ludwig das Licht der Welt; als Zweitgeborener, was seine Karrierechancen erheblich einschränkt. Doch seine Mutter, eine Habsburgerin, fördert ihn mehr als seinen älteren Bruder Rudolf und lässt ihn viel mit dem etwa gleichaltrigen Wiener Cousin Friedrich spielen. Beide werden im wehrfähigen Alter noch viele entscheidende Begegnungen haben.

Mit Bruder Rudolf einigt sich Ludwig zumindest auf dem Pergament über die Herrschaft der Pfalzgrafschaft, also den rheinischen und Oberpfälzer Teil, und dem Herzogtum Oberbayern, bastelt aber eifrig daran, seine Macht zu erweitern. Eine gute Gelegenheit dazu bietet sich 1313, als Jugendfreund Friedrich mit großer habsburgischer Streitmacht und mit Unterstützung von Ludwigs Bruder Rudolf in Bayern einfällt. Ludwig stellt sich ihm bei Gammelsdorf nahe Moosburg entgegen, nutzt den Novembernebel zu einem Überraschungsangriff und schlägt nach kurzem Kampf den weit überlegenen Gegner vernichtend. Mit der gewonnen Schlacht hat er die Habsburger aus Niederbayern vertrieben und sich selbst als Kriegsheld präsentiert, was sich rasch als karrierefördernd erweist: Die sieben Kurfürsten, die einen Nachfolger für den jüngst verstorbenen Heinrich VII. finden müssen, nehmen Ludwig in den Kreis der nun sechs Favoriten auf. Die Königswürde ist nah.

Und tatsächlich: Ludwig wird gewählt und in Aachen vom Mainzer Bischof gekrönt.

Doch Cousin Friedrich, der inzwischen den netten Beinamen „der Schöne“ trägt, hat die Reichskleinodien in seinen Besitz gebracht und lässt sich vom Kölner Erzbischof krönen.

Der Thronstreit dauert viele Jahre, Ludwig, nun König Ludwig IV., nutzt sie, sein Herrschaftsgebiet zu vergrößern, er holt in seiner Regentschaft Brandenburg, Tirol und die Niederlande zu Bayern. Und er modernisiert, wobei er, der sich als edler Ritter wohler fühlt denn als aktensicherer Regent, geschickt das Wissen und

Können der Besten seiner Zeit nutzt, die er in seine Umgebung zu holen versteht. Der Alte Hof in München ist sein Lebensmittelpunkt, doch er reist viel, besonders gerne nach Nürnberg, wo er aber nicht auf der kalten und feuchten Burg logiert, sondern im feinen Stadtpalais eines reichen Bürgers. Gewogen macht er diesen und viele andere mit einer Geste, die bei wenig Aufwand viel Nutzen bringt: Die königlichen Privilegien. Gut 6.000 davon wird er während seiner Herrschaft über Land und Leute verteilen.

Über die Jahre liefern sich die Truppen beider Regenten kleinere Scharmützel, bis es 1322 zur Schlacht bei Mühldorf kommt, der letzten großen Ritterschlacht. Das Ende Ludwigs scheint besiegelt, als sein Pferd, von Pfeilen der ungarischen Bogenschützen getroffen, stürzt und der König von Fein-

den umzingelt ist. Da stürmen Münchner Bäckerknechte herbei, befreien Ludwig und helfen ihm auf ein neues Pferd. Er gewinnt die Schlacht und empfängt den gefangenen Friedrich mit den Worten: „Vetter, ich sah Euch nie so gern wie heute.“ Drei Jahre lang setzt er ihn auf der Landshuter Burg Trausnitz fest, bis dieser auf die Krone verzichtet. Wieder frei, reklamiert Friedrich doch wieder die Königswürde, man einigte schließlich auf eine echte Doppelregentschaft, die aber nach zwei Jahren 1327 endgültig zerbricht. Ludwig ist zumindest eine Zeitlang Alleinregent.

Nun steht die nächste Bewährung bevor: Ludwig will Kaiser werden wie sein Luxemburger Vorgänger Heinrich VII.. Das aber wird in der ohnehin verworrenen Zeit noch zusätzlich erschwert, weil der Papst in Avignon, von Franzosen gefangen gesetzt, den Habsburgern ergeben ist und den „bavarus“ mit Bann belegt. Doch Ludwig bricht noch im Jahr seines endgültigen Sieges über Friedrich zu einem dreijährigen Italienzug auf, wird in Rom vom Volk jubelnd empfangen und 1328 in der Peterskirche von drei Bischöfen zum Kaiser gekrönt. Erstmals trägt ein Wittelsbacher die Kaiserwürde.

Der Papst in Avignon schäumt, erneuert den ohnehin schon ausgesprochenen Kirchenbann, der neue Kaiser aber setzt ihn ab und lässt in Rom einen neuen Pontifex wählen, der wenig später die Kaiserkrönung wiederholt. Es ist ein ewiges Hin und Her mit der Kirche, die Ludwigs Herrschaft schwer beeinträchtigt. Doch in Bayern zeigt er sich als großzügiger Helfer der Kirche, gründet Kloster Ettal und erteilt den Klöstern das große Hofmarkprivileg, von dem sie noch jahrhundertlang profitieren werden. So findet er im Klerus zahlreiche Unterstützer, vor allem den Regensburger Bischof Nikolaus von Ybbs, der einen Bann wirkungslos verpuffen lässt, indem er den päpstlichen Boten mit der Bannbulle einfach nicht empfängt.

Regensburg ist damals eine blühende Handelsstadt und so auch der rechte Ort für die Landesausstellung, die Ludwigs Leben in fünf aufsteigenden Etappen aufblättert. Der Besucher steigt zum Kaiser auf und kann sich unterwegs kundig machen über die nun wahrlich nicht einfache Regentschaft des großen Wittelsbachers – die Mitte der vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts in weiteren Wirren endet.

Es sind mehrere gewichtige Bischöfe, darunter auch der Mainzer, die 1346 den böhmischen Markgrafen Karl zum Gegenkönig wählen. Ludwig nimmt den Fehdehandschuh auf und bereitet sich auf eine Entscheidungsschlacht vor, die er als großer Heerführer, der bislang keine Schlacht verloren hat, wohl auch für sich hätte entscheiden können. Doch bei einem Jagdausflug im Herbst 1347 stürzt er, wohl von einem Schlaganfall getroffen, bei der Bärenjagd in Puch bei Fürstenfeldbruck tot vom Pferd. Die Grabstätte des letzten Kaisers des Mittelalters ist noch heute in der Münchner Frauenkirche, wo auch „unser Papst“ schon als Kardinal Ratzinger vor „unserem Kaiser“ häufig die Messe gelesen hat. ▲

„Ludwig der Bayer. Wir sind Kaiser“ Bayerisch Landesausstellung in Regensburg. Bis 2. November, Eintritt 9,50 €, ermäßigt 7,50 €.



Es ist erreicht: Nach seiner Krönung zum Kaiser 1328 beauftragte Ludwig der Bayer noch von Rom aus einen Goldschmied, den goldene kaiserlichen Siegelstempel zu fertigen. Er zeigt der Herrscher mit Zepter und Reichsapfel auf einem von zwei Löwen flankierten Thron sitzen.

Vergessenes Genie

**Oper-Revolutionär
Christoph Willibald Gluck
vor 300 Jahren in der
Oberpfalz geboren**

Christoph Willibald Gluck wurde am 2. Juli 1714 in Erasbach (Oberpfalz) als erstes von neun Kindern eines Försters geboren. Er wuchs in Böhmen auf, studierte in Prag und kam über Wien nach Mailand, wo er sich zum Komponisten ausbilden ließ. Dort wurde 1741 seine erste Oper „Artaserse“ aufgeführt. Gluck schrieb fleißig und mit frühem Erfolg Opern, lernte in England Händel kennen und ließ sich 1752 in Wien nieder, wo er bald einen kometenhaften Aufstieg am Hof hatte. Mit „Orfeo ed Euridice“ schrieb er, inzwischen von Papst Benedikt XIV. zum „Ritter des Goldenen Sporns“ ernannt, seine erste Reformoper. Ab 1773 stieg er während fünf längerer Aufenthalte in Paris auch dort zum Star auf. Es folgten Begegnungen mit dem russischen Zaren und mit Mozart. Am 15. November 1787 starb er in Wien.

Regine Palmai

Ein Mann, der die Werke eines Metastasio beseelt, den Engländern gefällt, die Franzosen vergnügt – und uns!“ Diese Eloge aus dem „*Wienerischen Geschmack in der Musik*“ von 1762 dürfte Gluck gefallen haben, war ihm doch gerade ein hochriskantes Experiment geglückt: eine italienische Oper, offensiv als revolutionär angekündigt – „Orfeo ed Euridice“. Ein antiker Stoff, der ewige Sänger, eine dramatische Liebesgeschichte mit Chor und Ballett in wirkungsvoller Szenerie – gängige Operningredienzen. Was also war so überaus ergreifend, erschütternd, umwälzend? →



München hat Gluck vergessen: Blamabel sei es, dass die Münchner Staatsoper den 300. Geburtstag von Gluck völlig ignoriert haben, meint Hans Peter Schmidt, Aufsichtsratschef der Nürnberger Versicherung und Initiator der Nürnberger Gluck-Festspiele



Am Wiener Kaiserhof war Marie-Antoinette Glucks Musikschülerin, als französische Königin in Paris war sie Fan und Förderin.

Seinerzeit galt als unmöglich, was aus heutiger Perspektive global vermischter Rezeption normal ist: nationale Musiktraditionen einander anzunähern, gar miteinander zu verschmelzen. Wer war dieser Gluck, dem dies so überzeugend gelang? Für die Wissenschaft ist er unbestritten der Opernreformer, der den gekünstelten Barockstil zur Klarheit der Vorklassik führte. Dennoch hält sich selbst im Gluck-Jubiläumsjahr die Bühnenpräsenz in Grenzen. Sein Ziel, die Oper von Koloratur- und Ausstattungswahn, von „Wirkung ohne Ursache“, von damals wie heute beliebter Reizüberflutung zu befreien und aufklärerisch mit Inhalt und Sinn anzureichern, scheint nicht zeitgemäß. Steht, was damals den Zeitgeist traf, ihm heute wieder entgegen? Ist Gluck nun altmodisch oder doch auch heute innovativ?

„Feurig wie ein Teufel“ sei er gewesen, ein „Naturmensch“ von deftigem Humor und cholerischem Temperament, warmherzig, dabei unnachgiebig in Dingen der Kunst, die ein „Trieb des Herzens“ sei. Am 2. Juli 1714 in eine oberpfälzische Förstersfamilie geboren und in Böhmen aufgewachsen, gehört Christoph Willibald Gluck zur Generation von Carl Philipp Emanuel Bach, Leopold Mozart, Kant und Klopstock. Als Prager Student hört er das gängige italienische Opernrepertoire, als „fahrender Musicus“ tourt er jahrelang durch Europa: Deutschland, Italien, Kopenhagen, Prag, London. Dabei lernt er die regional und national höchst unterschiedlichen Musiktraditionen kennen, registriert aber auch, dass das Generalbass-Zeitalter sich seinem Ende zuneigt.

In Wien hat 1740 „Artaserse“, die erste seiner Opern, sofort Erfolg. Das Libretto stammt vom kaiserlichen Hofpoeten Pietro Metastasio. Die für alle nutzbaren Textmodelle des Hausgotts der italienischen Opera seria folgen Stoff- und Sprachkonventionen in typisierten Handlungen, zu Herrscherlob und repräsentativer Unterhaltung. Mit italienischen Opern, die nicht die Bilder der Traditionslibretti stürmen, bahnt sich für Gluck eine glänzende Karriere an. Doch sein Stil ist unkonventionell, rasch ruft er Kritiker auf den Plan. Metastasio urteilt, Gluck habe, „ein wunderbares Feuer“, sei jedoch „verrückt“. Die Art, an den Grenzen der starren Regeln zu provozieren, ohne sie zu sprengen, zieht jedoch wichtige Teile des Publikums auf seine Seite.

Der Ruf des neuen Operntalents bringt Aufträge für London. Hier kommt es zu einem gemeinsamen Konzert mit dem großen Vorbild Händel, dessen neues Genre Oratorium beeindruckt. In Dresden gibt Gluck seine Visitenkarte beim musikalischen Platzhirsch Johann Adolph Hasse ab, ein ehrenvoller Auftrag, „Semiramide“, ruft ihn zur Eröffnung des umgebauten Burgtheaters nach Wien. Mit „Ezio“ beginnt er, am marmornen Metastasianischen Librettoschema zu rütteln und dem Seria-Stil einen neuen „Humanitätston“ gegenüberzustellen. Die eigenen Ideen drängen auf Verwirklichung. Die Heirat mit der vermögenden Kaufmannstochter Maria Anna Pergin 1750 in Wien bringt einen Hausstand, finanzielle Sicher-

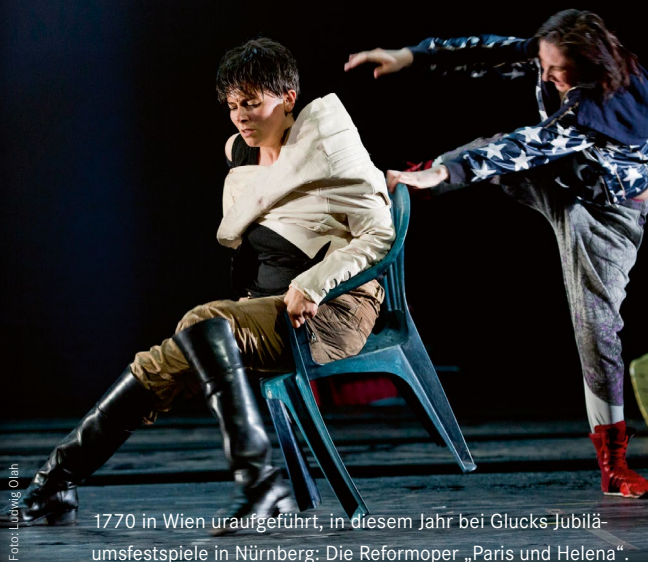
heit und Zugang zur Gesellschaft – Hofkreise und eine Anstellung geraten in erreichbare Nähe. Glucks „Musik in allen Stilarten“ erregt Aufsehen, und Europa nimmt einen erfolgreichen Opernkomponisten wahr, den der Papst in Rom als „Ritter vom Goldenen Sporn“ adelt.

Auch Kaiserin Maria Theresia wird auf den Komponisten aufmerksam. Am Hoftheater ermöglicht Direktor Durazzo ihm durch ein Amt als «Compositeur des aires» Spielraum für seine unkonventionellen Experimente. Glucks Aufgabe ist es, aus Paris importierte Opéras comiques für den Wiener Geschmack anzupassen. Der leichte Mix aus Schauspiel, Musik, Ballett inspiriert. Anstelle der originalen französischen Gassenhauer fügt der Komponist Eigenes mit neuem musikalischem Ausdruck im Sinne von Rousseaus „cri de la nature“ ein. Bald werden auch umgekehrt aus Paris Glucksche Opéras comiques geordert. Eine Entwicklung des heiteren Singspiels ist initiiert, deren Früchte Wolfgang Amadeus Mozart in seiner „Entführung aus dem Serail“ erntet.

Kein Ort als das aufgeklärt-absolutistische Wien mit seiner Koexistenz von italienischem und französischem Opernstil ist geeigneter für Veränderungen, die die Türen vom kontrapunktischen Zeitalter in die Zukunft aufstoßen sollen. Gluck beginnt an der italienischen Opernfront des Hoftheaters. Mit *Ranieri de' Calzabigi* ist ein gleichgesinnter, unorthodoxer Librettist für die neue Opernrichtung gefunden, in der sich anstelle der Koloraturentyrannei Dichtung, Musik, Chor, Szene und Ballett zu Höherem, zur dramatischen Idee, verbinden sollten.

„Orfeo ed Euridice“ ist Glucks erste Reformoper. 1762 am Burgtheater uraufgeführt, repräsentiert sie als Klangbild eine Epoche neuen Selbstverständnisses. Nicht mehr göttliche Ordnung, sondern der von Vernunft und Erkenntnis geleitete Mensch bestimmt sein Schicksal und lehnt sich gegen alle Autoritäten auf. Philosophie und Kunst stellen das Individuum in den Mittelpunkt der Betrachtung. Die „Beschaffenheit des menschlichen Herzens“ (Wieland) ist Maßstab künstlerischer Wahrheit, die den an vorhersehbare Affekte und Äußerlichkeiten gewöhnten Zuschauer erschüttern und ergreifen soll. Orpheus ist nicht mehr Rollentypus, sondern leidender Mensch, dessen Klang gewordener Gemütszustand bis heute seinen emotionalen Widerhall im Zuhörer wachzurufen vermag.

Das Partiturvorwort zur Oper „Alceste“ formuliert als Glucks künstlerisches Credo: „La semplicità, la verità e la naturalezza“. „Alceste“, vorsorglich Maria Theresia als inzwischen kaiserlicher Witwe gewidmet, irritiert. Ein „ernsthafte Singspiel ohne Kastraten“, „eine Musik ohne Gurgeley, ohne Schwulst und Flitterwitz“ mit einer „geborenen Deutschen“ als Primadonna sei in der Tat ein „dreyfaches Wunderwerk“, staunten die „Moralischen Wochenschriften“. Doch wer in der Lage sei, „die Accente der Leidenschaften und der Seele aufzufinden“, „den Gesang ausdrucksvoll und redend



1770 in Wien uraufgeführt, in diesem Jahr bei Glucks Jubiläumsfestspielen in Nürnberg: Die Reformoper „Paris und Helena“.

zu machen“, wer „die gemeinen Fesseln der Regeln zerbricht und sich über diese hinwegschwingt“ und „mit der Freiheit des Genies selbst Regel und Muster wird“ – „in den Händen eines solchen Mannes muss die Musik Wunderwerke tun!“.

Nach den italienischen Erfahrungen nimmt Gluck auch die Neubelebung der französischen Oper in Angriff. Von Paris aus hofft er, endgültig „den lächerlichen Unterschied zwischen den Nationalmusiken aufheben zu können“. Ähnlich einer musikalischen Europäischen Union soll – unterstützt auch vom „berühmten Rousseau aus Genf“ – „die Sprache der Natur zu einer Universalsprache der Nationen werden“. Nationale Grenzen sollen fallen, jedoch Sprache und Charakter eines jeden Volkes gewahrt bleiben, das System reformiert werden, um es erhalten zu können. Dafür nutzt Gluck wie ein Diplomat sein modernes Netzwerk von Fürsprechern, Gönnern und Adelskreisen in ganz Europa. Marie-Antoinette, seine Musikschülerin am Wiener Kaiserhof und nunmehr französische Königin, öffnet ihm die Türen zur Académie Royale. Paris (Tochter) und Wien (Mutter) konkurrieren um den Komponisten, und so folgt der Ankündigung „bin im Begriff, nach Paris zu gehen“ die Ernennung zum hochdotierten „K. k. Hofcompositeur“.

„Iphigénie en Aulide“ versetzt Paris in ein Gluck-Fieber. Zur Uraufführung belagern Menschenmengen die Académie, Befürworter und Verächter liefern sich in Cafés, Salons und Zeitschriften kunstphilosophische Gefechte. Agamemnons Seelenkampf als „Klagegeschrei der Natur“, die aufwühlenden Griechenchöre, Heroisches, Feierliches, die Balance von Zerrissenheit und Anmut ergreifen das Publikum seelisch wie körperlich. Glucks Musik könne „die Leidenschaften der Seele malen und ausdrücken“, schreibt die Pariser Presse. Rousseau soll die Oper über vierzig Mal besucht haben: „Mir scheint, dass Ludwig XVI. und der Komponist Gluck ein neues Zeitalter beginnen lassen werden.“

Mit seinen französischen Reformopern wie „Iphigénie en Aulide“ oder „Armide“ erobert sich Gluck in Paris – nicht kampflos, aber (anders als später Wagner) siegreich – den Thron als wichtigste europäische Geschmacks- und Stilinstanz der Oper. Seine Macht, Wunschbesetzungen und Proben „so lange wie nötig“ ebenso durchzusetzen wie Premierenverschiebungen

wegen eines erkrankten Sängers, lassen heutige Regisseure neidvoll erblassen. In Wien veranstaltet der Kaiser zum russischen Staatsbesuch ein Gluck-Festival in der Oper, und als Großfürst Paul, der spätere Zar, dem erkrankten Komponisten zu Hause aufwartet, berichtet dieser stolz, es werde „großes Aufsehen allhier gemacht, und der Platz, wo ich logiere, war ganz angefüllt von versammeltem Volk“.

Der Erfolg ist schwer erkämpft, und die Arbeit „zieht mir nicht selten eine schwere Krankheit zu“, konstatiert der Workaholic. Als seine Adoptivtochter Nanette stirbt, hat „die Musik allen Reiz für mich verloren“, und Mozart berichtet dem Vater: „Den Gluck hat der Schlag gerührt.“ Der Rückzug des kinderlosen Endsechzigers ins Refugium nach Wien liegt nahe, doch noch einmal ruft ihn eine Opernschlacht in den Kampf. Die französischen Gralshüter der Operntadition haben die Berufung von Niccolò Piccini nach Paris erwirkt, um zu beweisen, dass nicht „il barbaro tedesco“, sondern nur ein Italiener die französische Oper wahrhaft zu erneuern fähig sei. Gluck kündigt einen Tabubruch an: Er will die Mutter aller Tragédies lyriques, Philippe Quinaults „Armide“-Libretto, neu vertonen. Im Duell stehen italienische und französische Opernvergangenheit gegen moderne europäische Vorklassik.

„Armide“ hält Gluck für „vielleicht meine beste Oper“ und kokettiert: „Wenn ich nach meinem Tode verdammt werde, dann nur wegen der großen Liebesszene im 5. Akt der Armida!“ In als unsanglich geltendem Französisch schildert die von ihrem Geliebten verlassene Zauberin die Magie sinnlicher Liebe als tiefes Seelendrama. Gluck blickt in riskanter Balance von barocker Ausstattungstradition und moderner Tragödie ins romantische Jahrhundert voraus. Das „drame héroïque“ hat höchsten Erfolg. Der französische König lässt dem deutschen Komponisten eine Marmorbüste in Paris aufstellen, und der so Geehrte resümiert zwölf Jahre vor dem Bastille-Sturm: „Das ist die Revolution der Musik in Frankreich!“ Auch die französische Oper hat ihre Wandlung vom wortbetonten Schaustück zum Drama menschlicher Leidenschaften vollzogen.

Sein künstlerisches Werk ist vollendet, Gluck stirbt am 15. November 1787 in Wien. Am Grab lässt sein Schüler Salieri ein „De profundis“ des zu Lebzeiten berühmtesten Opernkomponisten Europas erklingen, in Paris regt der Gegner Piccini jährliche Gedenkkonzerte an. Trotzdem gerät der Einzelkämpfer Gluck schnell in Vergessenheit. Unersetzliche Originalpartituren, von der Witwe im Nachlass gehütet, verbrennen in den Napoleonischen Kriegen. Klassik und Romantik von Mozart bis Wagner, von Berlioz bis Strauss erweisen ihm Reverenz und schaffen ihr Musiktheater mit den Bausteinen, die Gluck ihnen hinterließ. Und auf der Opernbühne erinnert Orpheus' Klage zeitlos an den tatkräftigsten Reform der Operngeschichte. ▲

Wir danken der Neuen Züricher Zeitung für die Nachdruck-Genehmigung.

Auch Mozart und Wagner ließen von dem einst in ganz Europa gefeierten Christoph Willibald Gluck beeinflussen.



Regine Palmi ist seit wenigen Wochen Opern-Chefdramaturgin am Staatstheater Wiesbaden. In Halle/Saale geboren, ging sie nach dem Musikstudium an die Oper Leipzig und an die Deutsche Oper Berlin. Zuletzt arbeitet sie als Leitende Dramaturgin an der Oper in Bern (Schweiz).

Gar nicht so gute alte Zeit

Von Terminen, Staus und Handygeklingel in Dauerstress versetzt, seufzt der moderne Mensch gerne sehnsüchtig von „der guten alten Zeit“. Dem romantisch verklärten Blick zurück setzten nun bayerische Archivare eine weit weniger schöne Realität gegenüber. Eine Wirklichkeit, wie sie in ihren Depots gespeichert ist und die sie für eine Artikelserie in der *Bayerischen Staatszeitung* aufgeschrieben haben. Sie erzählen vom Leben der allermeisten, die nicht von Adel und anderem gehobenen Stand waren, von Dienstboten, Knechten, Heimatlosen und Schwind-süchtigen, von Huren, Hexen und Henkern. Letztere erste Amtshandlung war nicht selten, den Vorgänger hin-zurichten. Da ist viel Grausames aus der Vergangenheit zu lesen, in der nur wenigen Menschen eine Würde zu-gesprochen wurde, als ein Menschenleben weniger wert war als eine Kuh oder ein Pferd. Wenn auch nicht jeder Archivar ein geübter Schreiber ist, so entstand doch ein beeindruckender Blick in eine gar nicht so gute alte Zeit.

Christoph Bachmann, Karin Dütsch (Hrsg.): **Alte Zeiten, Raue Sitten.** Underdogs aus der bayerischen Geschichte
Volk Verlag, München, 248 Seiten, 24,90 €



Mehr oder weniger



Dem wissenschaftlichen Begleiter von Kurt Biedenkopf war an dessen Seite Aufmerksamkeit sicher. Wie um den politischen „König Kurt“ ist auch um den Chef des Bonner „Denkwerk Zukunft“ ruhig geworden. Seine vor Jahren formulierte These vom Glücklichein bei sinkendem Wachstum zündete nicht bei schwellenden Aktien-märkten und wachstumsgierigen Schwellenländern. Selbst in der aktuellen Krise gilt den notleidenden Staaten Wirtschaftswachstum als der einzige rettende Strohalm. Außer neuen Schulden, selbstverständlich. Nun hat Miegel umfangreich nachgelegt: Er diagnostiziert Hybris allerorten sieht babylonische Türme wachsen im Priva-ten, bei der Wirtschaft und den Staaten. Die moderne, kapitalistische Gesellschaft habe sich übernommen und sei erschöpft. Klar gegliedert, seziert er Größenwahn und Selbstüberschätzung von der Bildung über die Arbeit bis hin zur Freizeit und kommt zum logischen scheinenden Schluss: Innehalten, langsamer bitte. Miegel fordert einen Paradigmenwechsel. Dafür aber, räumt er ein, gibt es keine Blaupausen. So endet ein machtvoll Buch im Vagen. Und die Welt giert weiter nach Wachstum.

Meinhard Miegel: **Hybris.** Die überforderte Gesellschaft
PropyläenVerlag, Berlin, 320 Seiten, 22,99 €

Lektüre für Brüssel

Erschienen ist das Buch kurz vor der Europawahl und sollte der CSU Flankenschutz geben gegen den eurokri-tischen Emporkömmling AfD. Inwieweit dies dem ehemaligen *Bayernkurier*-Chefredakteur Winfried Scharnagl gelungen ist, oder ob ihm mit seiner Argumenten-Kanonade gegen Brüssel ein Rohrkrepiere passiert ist, darü-ber streitet die durch ein 40-Prozent-Ergebnis verunsicherte Partei. Doch nachdem der Pulverquall des Wahl-kampfes verzogen ist, lohnt es sich, das Buch nochmals in die Hand zu nehmen. Scharnagl ist ein bayerischer Patriot, der zentralistische EU-Tendenzen besonders scharf ins Visier nimmt. Er bekennt sich aber zugleich für eine Friedensgemeinschaft Europa, die sich auf ihre Kernaufgaben konzentriert und das Wort „Subsidiarität“ nicht nur den Sonntagsrednern überlässt. Und er fürchtet sich vor dem schleichenden Prozess, der die EU ihren Bürger immer fremder werden lässt. Wäre keine schlechte Pflichtlektüre für alle EU-Beamten. Natürlich auf Deutsch. Ist ja angeblich Amtssprache in Brüssel.

Winfried Scharnagl: **Versagen in Brüssel.** Plädoyer für ein besseres Europa
Keyser Verlag, München, 240 Seiten, 19,90 €



Tödliche Wiesen-Salmonellen



Ein Toter auf dem Oktoberfest ist dem Ansehen des größten Volksfestes der Welt zwar abträglich, kann aber schon mal vorkommen. Als der aus Verona angereiste Spediteur sein Leben aushaucht, sieht es zunächst wie ein Herzinfarkt nach zuviel „Oans, zwoa gsuffa“ aus. Doch schnell ist klar: Salmonellen waren die Killer, worauf der Wirt (es war sein erstes Wiesen-Jahr) bald am Strick baumelt. Der fatale Ausflug nach München, den Spediteur wie Geschäftsfreunde den Ehefrauen hinter angeblich wichtigen Terminen verschleiert hatten, führt schließlich in die so feine wie verfilzte Gesellschaft von Verona, wo am Tag des Wiesen-Todes auch ein Klinikchef leblos in seinem Ap-artment gefunden wird. Termingenau zum Oktoberfest serviert die Münchner Autorin Marta Donato einen amü-santen Krimi, in dem ein oberbayerische Kriminalkommissar und ein italienischer Commissario in lärmigen Bier-zelten und prächtigen Palazzi auf Motivsuche gehen und dabei reichlich fündig werden. Eine vergnügliche Lektüre.

Marta Donato: **Veroneser Finale.** Kriminalroman
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, 363 Seiten, 9,99 €

Digitaler Bummelzug

Zum Schutz der Bürger muss die Bundesregierung mehr tun gegen Cyber-Crime

Arne Schönbohm

Es klingt nach einer Datenkatastrophe nie dagewesenen Ausmaßes: Hacker sollen in den Besitz von 1,2 Milliarden Nutzernamen, Passwörtern und Mailkonten gekommen sein. Eine amerikanische Sicherheitsfirma berichtete kürzlich, russische Internetpiraten hätten sich durch Schadsoftware Zugang zu mehr als 420 000 Websites sowie Konten bei Sozialen Netzwerken verschafft, um dort das vertrauliche Material abzugreifen.

Erstaunlich, dass diese Nachricht empört und verunsichert hat, denn bereits zu Jahresbeginn gab das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) bekannt, dass mehr als 16 Millionen deutsche Mail-Konten gehackt worden. Wenige Wochen später wurde der bis dahin größte Passwort-Klau in Deutschland bekannt, bei dem sich Betrüger Zugang zu mehr als 18 Millionen Mail-Adressen verschafft haben. Es geht heute nicht mehr nur um sichere Passwörter, es geht auch darum, mit welcher Sorglosigkeit sich Nutzer Applikationen auf ihre Smartphones installieren und wie viele Daten sie bereitwillig zur Verfügung stellen. Die Globalisierung hat zu einem Daten-Exhibitionismus verleitet, der nachhaltige Folgeschäden haben wird.

Digital verspricht eine schöne neue Welt: Autonomes Fahren ist inzwischen keine ferne Zukunftsmusik mehr, Smart-Home-Anwendungen erhöhen die Wohnqualität, E-Health steigert die Qualität der medizinischen Versorgung. Schon 2015 werden weltweit etwa 6,5 Milliarden Systeme und Geräte ohne menschliches Zutun untereinander Daten austauschen und sich abstimmen.

Immer mehr vernetzte Geräte bieten auch immer mehr Angriffsflächen. Jeder Nutzer ist gefordert, sich dagegen zu schützen, doch er ist mit dieser Aufgabe auch überfordert. In erster Linie müssen nationale Regierungen einen digitalen Schutz für ihre Bürger aufbauen. Bei der Bundesregierung steht allerdings Cyber-Sicherheit offensichtlich nicht im Fokus. Außer dem Aufbau des nationalen Cyber-Abwehrzentrums ist in den vergangenen Jahren nicht sonderlich viel passiert. Verhieß die Digitale Agenda der Bundesregierung vor Kurzem noch, das BSI zu stärken, sieht sich die Bundesbehörde heute finanziellen Restriktionen gegenüber. 28 Millionen Euro, im Vorjahr nicht aufgebraucht, würden jetzt dringend benötigt, sind nicht mehr verfügbar.

Bei IT- und Datensicherheit ist der Staat längst nicht mehr die Speerspitze. Nachdem Whistleblower Edward Snowden 2013 einen Geheimdienste-Skandal der ins Rollen brachte, gab es in Deutschland einen großen Aufschrei, dem Untersuchungsausschüsse, parlamentarische Anfragen und Strafanzeigen folgten. Geredet wurde viel, bewegt hat das wenig. Ver-

handlungen über ein No-Spy-Abkommen wurden eingestellt, noch bevor sie begonnen hatten.

Die Politik scheint noch immer im digitalen Bummelzug unterwegs zu sein. Dabei hatte Bundesinnenminister Thomas de Maizière im Juni in Berlin noch erklärt: „Die Digitalisierung und ihre Bewältigung geht uns alle an, weil wir alle betroffen sind.“ Wie wahr, denn gerade in Deutschland ist die Sachlage alarmierend: Gemessen am Bruttoinlandsprodukt ist in keinem anderen Land der Welt der Schaden durch Cyber-Crime so hoch wie in Deutschland: Mit 1,6 Prozent des Bruttoinlandsprodukts liegt das Land weltweit an der Spitze. Den gemeldeten Schaden durch Cyber-Angriffen beziffert Bundeskriminalamts-Präsident Jörg Zierke auf 64 Millionen Euro. Global sollen es mit rund 400 Milliarden US-Dollar etwa so viel sein wie das österreichische Bruttoinlandsprodukt.

Cyber-Crime wird bisher hingenommen als ein Preis, den man für den Fortschritt und die damit einhergehenden Annehmlichkeiten zahlen muss. Obwohl Internetkriminalität neben Raub, Drogenhandel und Piraterie inzwischen zu den teuersten Verbrechenarten zählt. Damit das Internet nicht noch mehr zu einem rechtsfreien Raum wird, müsste der Staat regulierend und vertrauensbildend eingreifen, doch er hinkt bei der Festlegung von Normen und Standards hinterher. Unternehmen sind aus Eigennutz gezwungen, sich schneller und professioneller vor Angriffen aus dem Netz zu schützen. Das macht sie zu Wegbereitern innovativer Sicherheitslösungen – und lässt den Staat weit abgeschlagen zurück. Erschwerend kommt hinzu, dass sich zwar auf Bundesebene eine Vielzahl von Netzexperten oft mangelhaft abgestimmt in verschiedensten Behörden mit der Thematik beschäftigt, die Bundesländer aber, trotz einzelner gut gemeinter Versuche, mit diesen Herausforderungen allein gelassen werden.

Inzwischen versuchen einzelne Minister, mit ihren begrenzten Mitteln Besserung. Dabei stehen kritische Infrastrukturen wie Strom- und Wasserversorgung im Focus. Cyber-Sicherheit ist nicht nur eine Grundbedingung für erfolgreiches Wirtschaften, sondern auch ein entscheidender Standortfaktor. Die Bundesregierung muss endlich umsteigen in den digitalen ICE. ▲

„Wenn ich ein Täter wäre, würde ich es auch im Internet tun“, meint Kriminalober-rat Günter Seibold, der beim bayerischen Landeskriminalamt eine 60-Mann-Abteilung gegen Cyber-Crime aufbaut.



Arne Schönbohm, 45, ist Präsident des Cyber-Sicherheitsrat Deutschland e.V. und Vorstand der Berliner BSS AG, die Unternehmen und Behörden zur Cyber-Sicherheit berät.

Bernd Nobis †



7.08.1947 – 24.08.2014

Ein großes Herz hat aufgehört zu schlagen. Beim Radfahren vom Herzinfarkt getroffen, ist Bernd Nobis einige Wochen später gestorben, ohne nochmals zu Bewusstsein gekommen zu sein.

Er war 67 und hatte noch so viel vor. Gerade erst war es gelungen, für seine 1979 gegründete Werbeagentur NBB einen neuen, großen Kunden zu gewinnen. Zu den vielen anderen bekannten Marken, die sich von ihm und seinem kleinen, kompetenten Team haben beraten lassen.

Wir haben einen Freund und Partner verloren. Als Pressesprecher gelang es Bernd Nobis in kurzer Zeit, das Peutinger-Collegium als engagiert, überparteilich, welt-offen und kompetent auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Schmerzlich vermissen werden wir ihn auch beim Peutinger-Magazin. In seiner Agentur wurde seit vielen Jahren der *Bay-erische Monatsspiegel* hergestellt, der später in *Der Peutinger* umbenannt wurde. Sein Rat und seine Hilfe werden uns fehlen.

Fluch und Segen

Peutinger-Symposium über Chancen und Risiken der digitalen Welt

Anne Clasen

Smartphone und Online-Shopping, Datenklau und Cyber-Crime, Big Data und große Daten-Wolke – wir sind zu jeder Sekunde umgeben von Datenmengen, die uns helfen oder die uns ausspähen. „IT – Fluch oder Segen?“ war daher die ebenso aktuelle wie spannende Frage des 4. Peutinger-Symposiums „Made in Germany“. Eine hochkarätige Expertenrunde gab vielseitige Einblicke in die Welt der Informationstechnologie, die fortschreitende Digitalisierung und den zunehmenden Einfluss auf unseren Alltag.

Einig waren sich Experten und Zuhörer an diesem Abend in der Münchner BMW-Niederlassung, die bereits zum dritten Mal Kooperationspartner und Gastgeber war: IT zu beherrschen und Datensicherheit herzustellen, ist eine der großen Zukunftsaufgaben für Politik, Forschung, Wirtschaft und letztendlich für jeden Bürger. Diskussionsleiter Hans-Joachim Hof, Professor an der Fakultät für Informatik und Mathematik an der Hochschule München, spannte den Bogen vom Umgang mit großen Datenmengen und Datensicherheit im Netz über die notwendigen Rahmenbedingungen bis hin zur Bedeutung von IT für die künftige Wirtschaftskraft.

„IT ist im Moment vom normalen Verbraucher nicht zu beherrschen“, mahnte Bayerns Datenschutzbeauftragter Thomas Petri und forderte: „Ziel sollte sein, ein einigermaßen hohes Sicherheitsniveau zu erreichen.“ Hier habe man bei Ausbildung und Forschung ein wenig aufgeholt, resümierte der IT-Sicherheitsbeauftragter der Max-Planck-Gesellschaft, Professor Rainer Gerling, dennoch müsse noch mehr investiert werden. Für Unternehmen sei es besonders wichtig, ihre Daten zu schützen: „Sie müssen zuerst entscheiden, welche Daten die ‚Kronjuwelen‘ sind und am schätzenswertesten sind – und diese dann vom Netz nehmen.“ Denn – auch darüber war man sich einig – einen absolu-

ten Schutz gibt es nicht im World Wide Web.

Gerade deshalb müsse das Bewusstsein für Datensicherheit geschärft und gefördert werden, betonte Professor Reinhard Kolke, Leiter „Test und Technik“ beim ADAC. Es gelte, mit der Entwicklung Schritt zu halten – insbesondere auch mit jener der Angreifer, die mit immer ausgefeilteren Methoden auf Daten zugreifen würden.

„Für meine Generation“, so Andrea Pfundmeier, Gründerin und Geschäftsführerin der Augsburger Secomba GmbH, „ist IT mehr Segen als Herausforderung.“ Doch man müsse dafür sorgen, „dass IT auch ein Segen bleibt“. Das 2011 von ihr und einem Studienfreund gegründete Start-up hat sich auf die Entwicklung und den Vertrieb cloud-optimierter Verschlüsselungs-Software spezialisiert. Offensichtlich mit Erfolg, denn das Programm „Boxcryptor“ wurde innerhalb kürzester Zeit zum Bestseller und kann sowohl von Privats als auch Firmenkunden genutzt werden.

Als Mitglied im Beirat Junge Digitale Wirtschaft, die auf dem Gebiet Datensicherheit auch die Bundesregierung berät, stimmte sie mit den Mitdiskutanten darin überein, dass in Sachen IT-Innovation und Investition noch Nachholbedarf besteht. Das Thema IT bleibe für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft eine Daueraufgabe. ▲



Dr. Günter Brüggemann †

19.01.1912
–
27.08.2014

Noch vor wenigen Monaten kam Dr. Günter Brüggemann zu den Peutinger-Abenden, auch mit 102 Jahren noch immer neugierig auf das Neue, das geistig Anregende. Seit über 25 Jahren Peutinger-Mitglied, feierte er den 100. noch im Kreise seiner Peutinger-Freunde, die nun Abschied nehmen müssen vom Senior des Collegiums.



Dr. Karl K. Kaiser †

25.01.1930
–
19.08.2014

In den 80er Jahren schuf Dr. Karl K. Kaiser als Ministerialdirigent im Bayerischen Kultusministerium die Grundlage für den qualifizierten Hauptschulabschluss und damit eine wichtige Voraussetzung für den Bildungserfolg in Bayern. Für seine Verdienste zeichnete das Peutinger-Collegium Dr. Kaiser 2002 mit dem Großen Ehrenteller aus.

Für Frauen der schlechteste Ort der Welt

Afghanische Frauenrechtlerin berichtet Jungen Peutingern über dramatische Unterdrückung

© UN Photo / Jawad Jaleel

„Don't leave afghan women alone!“ Mit diesem beeindruckenden und zugleich alarmierenden Aufruf beendet Fariba Breshna (Name aus Sicherheitsgründen geändert) ihren Vortrag bei den Jungen Peutingern in der Fürstlich Castell'schen Bank München. Fariba Breshna, ein ehemaliges Mitglied der afghanischen Regierung und Mitarbeiterin des Entwicklungsfonds der Vereinten Nationen für Frauen (UNIFEM), schildert in ihrem emotionalen Vortrag die oft lebensbedrohenden Gefahren, denen Frauen in Afghanistan täglich ausgesetzt sind.

Sie leiden nicht nur unter dem Einfluss der radikalislamistischen Taliban, auch politische Instabilität, Armut und Korruption machen ihnen das Leben in dem seit Jahrzehnten kriegsgebeutelten Land schwer. Frauen, so die ernüchternde Feststellung der Referentin, sind nicht Teil der afghanischen Gesellschaft, sie können an Wirtschaft, Politik und Wissenschaft nicht partizipieren. Das war nicht immer so: bis in die frühen 1990er waren Frauen als Lehrerinnen, Anwältinnen, Ärztinnen, Professorinnen und Journalistinnen Teil im öffentlichen Leben präsent. Sie arbeiteten mit an der afghanischen Verfassung von 1964 und in den 1970ern Jahren auch im afghanischen Parlament. Doch seit etwa 25 Jahren verschlechtert sich die Situation der Frauen zunehmend: Ihre Rechte werden stetig eingeschränkt, öffentliche und häusliche Gewalt sowie Vergewaltigungen stehen an der Tagesordnung. 2013 registrierte die Unabhängige Afghanische Menschenrechtskommission (AIHRC) 6.823 Fälle von Gewalt gegen Frauen. Die Dunkelziffer liegt um ein vielfaches höher. Afghaninnen, die sich für Frauenrechte einsetzen oder versuchen am öffentlichen

Leben teilzunehmen, werden von War Lords, religiösen Führern und bewaffneten Gruppen verfolgt, bedroht und auch getötet. Allein in den letzten Monaten wurden neun einflussreiche Frauen ermordet, darunter die Regierungsmitarbeiterin Yalda Waziri, die Polizeioffizierin Islam Bibi und die Autorin Sushmita Banerjee. Rooh Gul, ein Mitglied der afghanischen Regierung überlebte zwar einen Angriff, doch ihre achtjährige Tochter kam ums Leben. Auch die Referentin ist auf der Flucht.

Auch das afghanische Parlament verschärft die Unterdrückung der Frauen. So wurde im Januar dieses Jahres eine Strafprozessordnung verabschiedet, die es Angehörigen und Betroffenen verbietet, Aussagen zu häuslicher Gewalt zu machen. Öffentliche Steinigungen und Peitschenhiebe werden weiterhin geduldet.

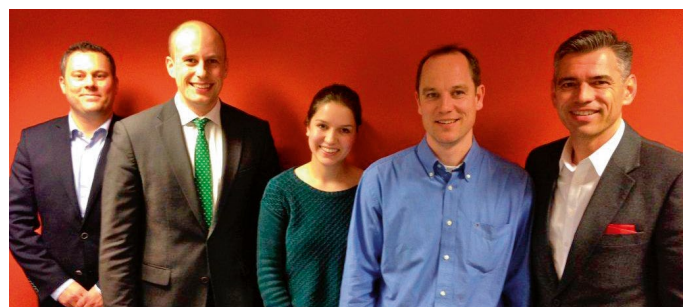
Dagegen wird das 2009 eingeführte Gesetz zum Schutz der Frauen nur bedingt umgesetzt. Laut einer Studie von UNICEF und der Reuters Foundation ist Afghanistan zurzeit der schlechteste Ort der Welt um Frau, Mutter, Kind oder schwanger zu sein.

Für die zunehmende Unterdrückung der Frauen trotz der hohen Präsenz internationaler Sicherheitskräfte sieht die Referentin aus Afghanistan zwei wesentliche Gründe: die fehlende Unterstützung von politischen und religiösen Führern sowie die falsche Vorstellung, man könne einer traditionell islamischen Nation Gesetze und Gepflogenheiten der westlichen Welt aufzwingen. Dennoch sei Druck der internationalen Gemeinschaft und der Menschenrechtsorganisationen, auf die afghanische Regierung notwendig, um von außen einen „inneren Heilungsprozess“ herbeizuführen, der Unterdrückung und Verfolgung ein Ende bereitet. „Don't leave afghan women alone!“ ▲

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

www.junge-peutinger.de/vergangene-veranstaltungen.html

Vom Besuch einer Polizeiinspektion bis zur Firmenvisite bei Amazon reicht das Programm der Jungen Peutinger in diesem Jahr. Dem „Nachwuchs Führungskräfte Workshop“ erläuterte Polizeidirektor Ulrich Rothdauscher die unterschiedlichen Herausforderungen für Vorgesetzte bei staatlichen und privaten Arbeitgebern. Mit Witz und Charme weihte Wind-River-Direktor Robert Frank in die wichtigsten Aspekte bei einem Bewerbungsgespräch ein. Der Höhepunkt der bisherigen Termine war die exklusive Führung durch das Amazon-Logistik-Zentrum in Graben bei Augsburg. Dort lagern bis zu 1,5 Millionen Einheiten und werden geprüft, verpackt und versendet. Die Besucher beeindruckte, dass Mitarbeiter kleine Abschnitte der Abwicklungsprozesse verändern und für sich individuell optimieren können. ▲



Neue Führung der Jungen Peutinger (v.l.): Oliver Frank, Mathis Broelmann, Ruth Peter, Robert Frank und Christian Geissler, zuständig für die Kooperation mit den Jungen Peutingern.

Welt der Technik

In sein Haus der Superlative hat Professor Dr. Wolfgang Heckl geladen: Das Deutsche Museum ist mit 28.000 Objekten und 73.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche eines der größten naturwissenschaftlich-technischen Museen der Welt. Von Oskar von Miller ins Leben gerufen und 1925 eröffnet, lockt es jährlich 1,5 Millionen Besucher an, darunter viele Schulkinder. An dem historischen Bau ist, so erläuterte Heckl, eine gut 300 Millionen Euro teure Sanierung notwendig, die im laufenden Betrieb erfolgen wird.



Global unterwegs

Als er zum Peutinger-Vortrag zusagte, war Dr. Christoph Franz noch Vorstandschef der Lufthansa, als er kam, war er bereits Verwaltungsrats-Präsident des Pharma-Konzerns Roche. Sein Thema aber blieb das ursprünglich vereinbarte: „Global unterwegs – ein Weltunternehmen im Wandel.“ Ein Wandel mit großen Herausforderungen für die Airline: Hohe Steuern im Heimatland, neue gigantische Drehkreuze, die in der Türkei und in den Emiraten entstehen, während in München nicht einmal eine dritte Startbahn gelingt.



Mehr IT-Sicherheit

Das 4. Peutinger-Symposium „Made in Germany“, diesmal in der Münchner BMW-Niederlassung, befasste sich mit dem ebenso aktuellen wie brisanten Thema „IT – Fluch oder Segen?“ Experten wie der IT-Sicherheitsbeauftragte der Max-Planck-Gesellschaft, Prof. Rainer Gerling, oder der bayerische Datenschutzbeauftragte Dr. Thomas Petri gaben Einblicke in die fortschreitende Digitalisierung und die gewaltigen Sicherheitsfragen durch Cyber-Attacken, die vor allem der Wirtschaft erhebliche Sorgen bereiten.



Gewinn für alle

Der helle freundliche Zen-Raum im Münchner Westin Grand Hotel war die passende Kulisse für den unterhaltsamen und informativen Abend mit dem Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, dem CDU-Politiker Dr. Reiner Haseloff. Der Gast aus Magdeburg überraschte mit Historischem („Bei uns stand die Wiege der Nation“) und aktuell Wirtschaftlichem („Unsere Durchschnittslöhne sind höher als in Sachsen“). Sein Resümee 25 Jahre nach dem Fall der Mauer: „Die Einheit ist ein Gewinn für uns alle – im Westen wie im Osten.“



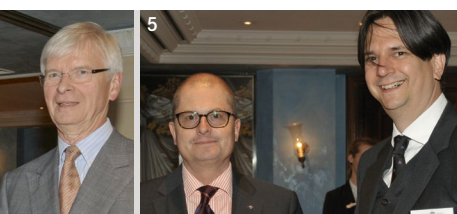


Lud das Peutinger-Collegium ein ins Deutsche Museum: Generaldirektor Prof. Dr. Wolfgang M. Heckl (Bild 1) und fand höchst interessierte Zuhörer (Bild 2).

Michael Funke, Geschäftsführender Gesellschafter der DiBaUCo GmbH mit dem Ehepaar Angelika und Christoph Urban (Bild 3).

Ein Röhrenradio als Gastgeschenk überreichten Peutinger-Präsident Prof. Dr. Bernd Grottel (li.) und Präsidiumsmitglied Prof. Dr. Hans-Joachim Hof dem hocherfreuten Museumsdirektor Heckl (Bild 4).

Gabriele Haszprunar vom Dachauer Forum und Prof. Dr. Gerhard Haszprunar, Generaldirektor der Staatl. Naturwissenschaftliche Sammlungen (Bild 5), Prof. Dr. med. Klaus Thureau, Psychologisches Institut der LMU (Bild 6), Dr. Sonnfried Weber, Sprecher der Geschäftsführung der BayBG (Bild 7) und Dr. Britta Giesen, Bereichsleiterin Tauchpumpen bei der KSB AG (Bild 8).



Referierte über Erfolge und Herausforderungen der Lufthansa: Ex-Lufthansa-Chef Dr. Christoph Franz (Bild 1).

Bankdirektoren Christian Strobach und Martin Herrmann von der St. Galler Kantonalbank (Bild 2).

Dr. Petra Maier, Vizepräsidentin der Merck KGaA (Bild 3).

Die Wirtschaftsprüfer Prof. Dr. Heinz Kleekämper (li.) und Dipl.-Kfm. Lutz Wiegand mit Bankdirektorin Bettina Breitenauer, HSBC Trinkaus&Burkhardt (Bild 4).

Rechtsanwalt Andreas M. Harder und Wirtschaftsmediator Dieter Hammer (Bild 5).

Dipl.-Ing Horst Keitel, Geschäftsführender Gesellschafter der MTG-Kommunikations-Technik GmbH und Alfons Maierthaler, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Rosenheim-Bad Aibling (Bild 6).

Dr. Christoph Franz (2.v.li.) eingerahmt von den Peutinger Präsidialen Robert Salz, Prof. Dr. Bernd Grottel und Dr. Klaus Leipold (Bild 7).



Das Quintett der Digital-Experten (v.l.): Prof. Dr.-Ing. Reinhard Kolke, Leiter „Test und Technik“ beim ADAC, Dr. Thomas Petri, Bayerischer Landesbeauftragter für den Datenschutz, Moderator Prof. Dr.-Ing. Hans-Joachim Hof, Andrea Pfundmeier, Gründerin und Geschäftsführerin der Secomba GmbH, und Prof. Dr. Rainer W. Gerling, Fachbereich „IT-Sicherheit“ an der Fakultät für Informatik und Mathematik an der Hochschule München (Bild 1).

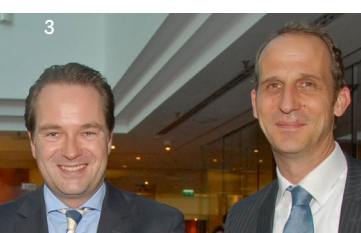
Dipl.-Kffr. Sandra Richter, Geschäftsführerin znt Management Holding GmbH, und Verwaltungsdirektor Dr. Matthias Prinzler vom Bayerischen Kommunalen Prüfungsverband (Bild 2).

Patentanwalt Dipl.-Ing. Alexander Beck, Hansmann+Vogeser, und Fritz Espenlaub von den Jungen Peutinger (Bild 3).

Dipl.-Kfm. Stefan Rückgauer, Geschäftsführer der RSolutions Consulting for Success, und Christopher Koska., Bertelsmann GmbH (Bild 4).

Doktorant, Stefan Remhof und Daniel Pumpe, BMW Group (Bild 5).

Mehr über das Peutinger-Symposium auf der Seite 34.



Berichtete von einem Land mit großer Geschichte und erfolgreicher Wirtschaft: Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Dr. Rainer Haseloff (Bild 1).

Als Schlussredner sprach der ehemalige bayerische Landesbischof Dr. Johannes Friedrich zu der Frage, was Politik und Lutherjahr 2017 miteinander zu tun haben (Bild 2).

Dr. Andreas Bachmaier und Frank Schroedter, Vorstände PR-Agentur Engel & Zimmermann (Bild 3).

Carmen Zillmer (steht nicht in der Liste, aber eine Claudia Zeimes von der Bayerngas GmbH und Ministerialdirektor a.D. Prof. Dr. Werner Buchner (Bild 4).

PR-Managerin Anne Clasen und Peutinger-Schatzmeister Dr. Marcus Lingel (Bild 5).

Abteilungsleiter Oliver Frank von der Fürstlich Castell'schen Bank und Paul Alexander Wacker, Geschäftsführender Gesellschafter der Wacker Innovation GmbH (Bild 6).

Peutinger-Chefredakteur Peter Schmalz, das Ehepaar Dr. Gabriele und Dr. Rainer Haseloff, Landesbischof i.R. Dr. Johannes Friedrich, Peutinger-Präsident Robert Salz und Peutinger-Präsident Prof. Dr. Grottel (Bild 7).

Mehr über den Peutinger-Abend auf den Seiten 13 – 15.



Fotos: Justa/München

Veranstaltungen 2014 /2015



Donnerstag, 18. September 2014
Prof. Dr. Christian Blümelhuber
 Professor für strategische Kommunikations-
 planung (Universität der Künste Berlin)



Donnerstag, 26. Februar 2015
Wolfgang Marzin
 Vorsitzender Geschäftsführer
 der Messe Frankfurt



Donnerstag, 9. Oktober 2014
Energiekonferenz



Donnerstag, 12. März 2015
Dr. Friedrich Merz
 Rechtsanwalt, Manager
 und CDU-Politiker



Dienstag, 14. Oktober 2014
Dr. Helga Rabl-Stadler
 Präsidentin der Salzburger Festspiele



Donnerstag, 16. April 2015
Dr. Christine Bortenlänger
 Geschäftsführender Vorstand beim Deutschen
 Aktieninstitut, Frankfurt/Main



Mittwoch, 10. Dezember 2014
Peutinger-Collegium
Jahresmitgliederversammlung



Dienstag, 05. Mai 2015
Dr. Wolfgang Bosbach
 CDU-Politiker, MdB

Vorschau 2015



Donnerstag, 12. Februar 2015
Michael Hange
 Bundesamt für Sicherheit in der
 Informationstechnik



Dienstag, 09. Juni 2015
Prof. Dr. Dr. Ann-Christin Achleitner
 Lehrstuhl für Entrepreneurial Finance,
 TU München

Samstag, 14. Oktober 2015
550 Jahre Konrad Peutinger
 Festakt in Augsburg

Terminänderungen vorbehalten. Bitte zeitnahe Ankündigungen auf der Homepage www.peutinger-collegium.de beachten!

Korrektur zum Interview mit Dr. Ulrich Schürenkrämer von der Deutschen Bank:
 Er hat nicht, wie berichtet, zwei Kinder, sondern einen Sohn und zwei Töchter.

Impressum



Der
Peutinger
 Bayerischer Monatsspiegel

Magazin
 für Politik,
 Wirtschaft,
 Wissenschaft
 und Kultur

Redaktion

Peter Schmalz (Chefredakteur)
 Thomas Breitenfellner
 Michael Weiser
 Farchanter Straße 35
 81377 München
peter.schmalz@gmx.net
 Leserbriefes an die Redaktion

Herausgeber

Peutinger-Collegium e.V.
info@peutinger-collegium.de
www.peutinger-collegium.de

Gestaltung/Realisierung/ Anzeigen/Druckunterlagen

Herbert Schmid
 HS Grafik- und
 Kommunikationsdesign
 Vierkirchener Straße 2
 85256 Vierkirchen/Giebing
hs.herbert.schmid@freenet.de

Druck

FIBO Druck- und Verlags GmbH
 Fichtenstraße
 82061 Neuried
www.fibodruck.de

Bezugspreis ist im
 Mitgliedsbeitrag enthalten

Der Unterschied beginnt beim Namen

Wir sind den **Menschen** verpflichtet:
50 Millionen Kunden mit 50 Millionen unterschiedlichen
Bedürfnissen. Deshalb verkaufen wir nicht einfach Finanzprodukte, sondern
erklären sie so, dass jeder sie versteht. Da, wo unsere Kunden
sind, da sind auch wir zu Hause. Deshalb bieten wir nicht
nur Sicherheit
für ihr Geld, sondern

Unterstützung für die ganze Region.
Als Finanzierungspartner Nr.1 fördern wir das Wachstum des
Mittelstands und einen Großteil der Existenzgründungen
in Deutschland: Das sichert Arbeitsplätze. Wir entwickeln
die Lösungen
von morgen, weil wir

an Sie und die **Zukunft** glauben. Schon heute haben wir
zum Beispiel die meistgenutzte **Finanz-App**. Erleben
Sie den Unterschied. Bei Ihrer Sparkasse vor Ort und
auf www.sparkasse.de
Wenn's um Geld geht - Sparkasse

Entdecken Sie mehr Unterschiede auf sparkasse.de



SCHÖRGHUBER
UNTERNEHMENSGRUPPE

Tradition und Zukunft. Seit 60 Jahren.

1954 entstand mit der Gründung der Bayerischen Hausbau die Keimzelle der Schörghuber Unternehmensgruppe, die heute in vier Geschäftsfeldern aktiv und national wie international erfolgreich ist:

Der Unternehmensbereich **Bauen & Immobilien** leistet durch wert-haltige Immobilien einen wichtigen Beitrag zur städtebaulichen Entwicklung Münchens und weiterer deutscher Städte. Der Unter-nnehmensbereich **Getränke** gibt mit traditionsreichen Brauereien wie Paulaner, Hacker-Pschorr, Kulmbacher oder Fürstenberg Deutschlands regionaler Braukunst eine Heimat. Der Unterneh-mensbereich **Hotel** steht mit Häusern in Deutschland, Österreich, der Schweiz und auf Mallorca für Gastlichkeit, Herzlichkeit und Leidenschaft. Der Unternehmensbereich **Seafood** bedient mit der Produktion von hochwertigem, chilenischem Zuchtlachs die welt-weit steigende Nachfrage.

So verschieden die Geschäftsfelder unserer Unternehmensgruppe sind, so einheitlich ist der Anspruch, den unsere rund 6.500 Mitarbei-ter konsequent verfolgen: mehr Lebensqualität für unsere Kunden.

www.sug-munich.com

BAUEN & IMMOBILIEN | GETRÄNKE | HOTEL | SEAFOOD